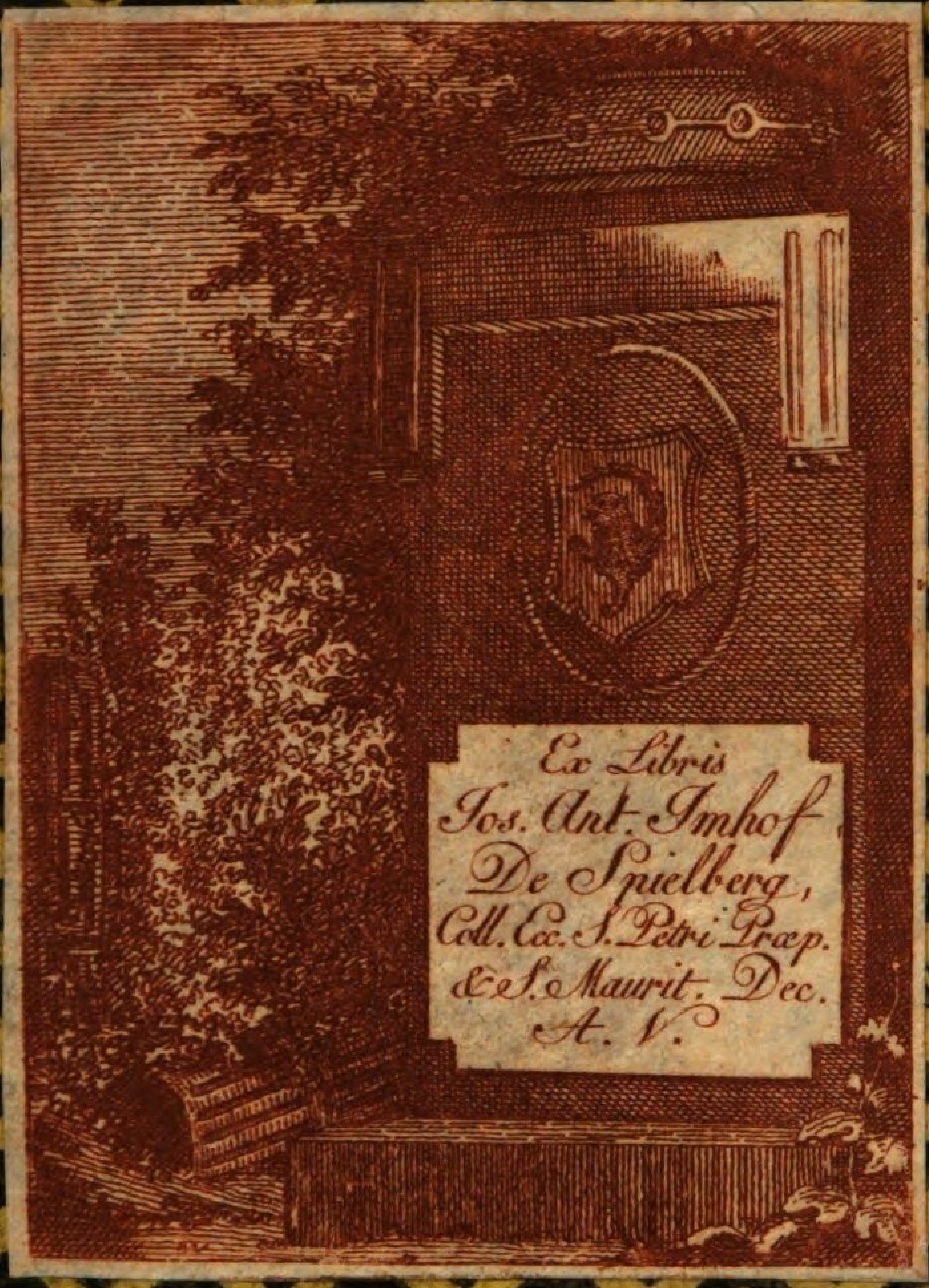

Ex Libris
Jos. Ant. Imhof
De Spielberg,
Coll. Ecc. S. Petri Præp.
& S. Maurit. Dec.
A. V.

S B

O. 1.

Bild
769
-1-

Neues Elementarbuch

zum Gebrauche

bei

dem Privat-Unterrichte.

Herausgegeben

von

C. P. Funke.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Erster Theil.

Erste Hälfte,

welche die Buchstabenkenntniß, das Lesenlernen und die Vorbereitung zum Rechnen begreift.

Mit vier und dreißig Vignetten.

Dritte verbesserte Ausgabe. Mit einem Anhange zur Unterhaltung über die Vignetten.

Berlin,

in der Vossischen Buchhandlung.

1803.

Neue
Bilder-Fibel
zum
Privat-Gebrauch in Familien.

Herausgegeben
von
C. P. Funke.

Mit vier und dreißig Vignetten.

Dritte, verbesserte Ausgabe. Mit einem Anhange zur Unterhaltung über die Vignetten.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung.
1803.

Vorrede.

Zur Erleichterung des ersten Unterrichts der Kinder ist in unsern Zeiten so viel geschrieben, es sind dazu so mancherlei Vorschläge gethan und so mancherlei Hülfsmittel angegeben worden, daß dieser Gegenstand fast ganz erschöpft zu sein scheint. Man kann also gegenwärtig von einem Schriftsteller hierüber nicht so wohl etwas Neues in Hinsicht auf Erfindung erwarten, als vielmehr nur in Hinsicht auf gute Auswahl und zweckmäßige Anordnung und Zusammenstellung der vorhandnen Materialien. In letzterem Betrachte glaubte ich auch diesem Büchelchen mit einigem Rechte den Titel einer neuen Fibel geben zu dürfen, ohne dadurch Anspruch auf eigentliche Originalität zu machen.

Es hat aber diese Fibel, wie bereits in einer Ankündigung gesagt worden ist, Beziehung auf eine Folge mehrerer Lehrbücher, worin die Elemente der nöthigsten Kenntnisse und Wissenschaften für die Jugend der gebildetern Stände vorgetragen werden sollen. Wegen dieser Beziehung führt die Fibel auch den Titel: Elementarbuch. Die Absicht bei diesem neuen Elementarbuche, welches keinem andern vor ihm erschienenen in den Weg treten wird, geht hauptsächlich dahin, der Privatunterweisung in Familien vorzuarbeiten. Diese Bestimmung verschafft mir den Vortheil, daß ich durch diejenigen Rücksichten, welche man bei Abfassung der Lehrbücher für den öffentlichen Unterricht oft nehmen muß, weniger beschränkt bin, und z. B. die zur Versinnlichung der Gegenstände erforderlichen Kupfer beifügen lassen kann.

Es giebt sorgsame Mütter, welche Zeit, Neigung und Geschick haben, ihren lieben Kleinen die Buchstabenkenntniß selbst beizubringen; Väter, denen es aus Gründen bedenklich scheint, ihre Kinder vor Erreichung eines gesetzten Alters der öffentlichen Schule anzuvertrauen, und die deshalb ebenfalls den ersten Unterricht selbst

übernehmen, oder ihn doch privatim ertheilen lassen: diesen wird hoffentlich ein Werk nicht unwillkommen sein, dessen Zweck eigentlich und zunächst darauf gerichtet ist, einen solchen Unterricht zu erleichtern. Auch werde ich in die Reihe der hierzu nöthigen Hülfsmittel ein besonderes Lehrbuch für Töchter mit aufnehmen.

Daß, und wie, übrigens diese Elementarbücher sich von Lehrbüchern für öffentliche Schulen unterscheiden werden, davon kann man, wenn man will, diese neue Fibel als eine Probe ansehen.

Ehe ich aber weiter von dem Gebrauche dieses Büchelchens rede, däucht es mir nicht undienlich zu sein, einige allgemeine, auf die erste Bildung der Kinder sich beziehende Grundsätze in Erinnerung zu bringen. Mögen sie doch längst bekannt und in andern Büchern schon oft gesagt sein; die Erfahrung zeigt wenigstens, daß sie bei weitem noch nicht von Allen ausgeübt werden, und daß es daher immer noch nöthig ist, sie aufs neue zu empfehlen.

Keinem Andern liegt das Wohl der Kinder so sehr am Herzen (oder sollte es doch!) als den Eltern. Hieraus folgt, daß Eltern, so viel als möglich, für die Erziehung ihrer Kinder selbst sorgen müssen; denn wie können sie erwarten, daß ein Fremder, ein Miethling — ich will nicht sagen, mehr, sondern nur eben so viel thue, als elterliche Liebe wünscht und thut? Die Sorge für die Erziehung muß mit der Geburt des Kindes anfangen, indem die ganze Behandlung desselben von der Zeit an, da es als ein selbstständiges Wesen sich dem mütterlichen Schooß entwand, auf die Bildung seines Charakters wirkt. Das vornehmste Geschäft in diesem ersten Zeitpunkt ist: Erhaltung und Befestigung der Gesundheit, der Grundlage zu einem dauerhaften Wohlsein und zu ungehindertem Genusse der Lebenskraft. Tägliche Reinigung der Haut durch Waschen und Baden; leichte und lockere Bekleidung, welche weder den freien Umlauf des Blutes, noch die Bewegung der Glieder erschwert; reine Luft in den Zimmern; allmähliche Gewöhnung an die freie Luft der Atmosphäre, und dann häufiger Aufenthalt in derselben; zur ersten Nahrung die heilsame Muttermilch; nachher, wenn das Kind

stärkerer Nahrungsmittel bedarf, keine ungegohrnen Mehlspeisen und dergleichen; Fettigkeiten und Süßigkeiten äußerst sparsam, keine künstlichen Getränke, sondern reines Wasser; Arzenei nur auf Verordnung des Arztes. Ueber genaue Befolgung dieser und andrer bekannten Vorschriften der Diätetik müssen Eltern selbst wachen, und sich nicht auf fahrlässige, unwissende und mit Vorurtheilen angefüllte Wärterinnen verlassen.

Neben der Sorge für die Gesundheit ist Entwikkelung und weise Richtung der sittlichen Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte ein Hauptzweck der Erziehung. Im Stande der Natur hat der Mensch wenige und größten Theils nur wahre Bedürfnisse, die bald zu befriedigen sind; er kann daher als Thiermensch glücklich sein. Die Kultur hingegen vervielfältigt die Bedürfnisse, und setzt zu den wahren noch eingebildete hinzu. Die Befriedigung derselben wird erschwert, und hat öfters, da sie nicht in den von der Natur bestimmten Schranken bleibt, mancherlei Uebel zur Folge. Als Thiermensch kann also der Kultivirte nicht mehr glücklich sein, sondern er muß es als sittliches Wesen durch Erziehung erst werden; und wie? — Folgende aus der Erfahrung hergenommene Sätze können uns den Weg dahin zeigen.

Der Reitz der Sinnlichkeit (das stete Streben nach gegenwärtigem Genusse angenehmer Gefühle) ist bei dem Kultivirten in der Regel weit stärker, als bei dem Unkultivirten. Die Ursache davon liegt vornämlich in der Schwächung der ursprünglichen Naturkraft des erstern; denn körperliche Schwäche erzeugt immer Reitzbarkeit des Empfindungsvermögens. Diese Wirkung der Kultur — Schwächung der Körperkraft, und Verfeinerung sinnlicher Gefühle — ist in gewissem Grade nothwendig. Wir sehen ja selbst an unsern Hausthieren und Gartengewächsen, daß sie weichlicher geworden sind, und daß sie die Dauerhaftigkeit der Zöglinge des Waldes zum Theil verloren haben. Auch dürfen wir uns das nicht leid sein lassen, oder uns deshalb in den rohen Naturstand zurück wünschen; denn wir haben mehr gewonnen, als verloren. Aber lernen kann der Erzieher aus dieser Beobachtung, daß Gesundheit, Stärke und Abhärtung des Körpers gegen unangenehme äußere Eindrücke

auch in Hinsicht auf Sittlichkeit wichtig sind, daß Gewöhnung an die rauhe Luft, an ein leichtes, nicht zu warmes Kleid und Nachtlager, an einfache Nahrung, zugleich den Grund zur moralischen Bildung legt.

Der rohe Naturmensch thut, was er will und was er muß, aber nicht, was er soll. Er hat keinen Begriff von Pflicht und von sittlichen Bewegründen zum Handeln. Sein Wille wird von seinen Trieben geleitet, und diese führen ihn auch selten irre, weil sie selten über die Gränzen der Natur hinausgehen. Daher befindet er sich bei dieser Handlungsweise, wenn er thun kann, was er will, in einem behaglichen Zustande, und nur das macht ihn mißvergnügt, wenn er gegen seinen Willen etwas thun muß.

Die Lage des Kultivirten ist von der Lage des Naturmenschen gar sehr verschieden. Seine durch die Kultur erhöhete Reitzbarkeit der Sinne; die vielen äußern Gegenstände des Luxus, mit denen er sich umgeben sieht; die Schwierigkeit, die dadurch aufgeregten Begierden zu befriedigen; die mehrentheils sich nicht in den natürlichen Schranken haltende Befriedigung selbst, und das daraus entstehende Leiden: — dies alles macht ihm eine ganz andre Handlungsweise nothwendig. Eine lange Erfahrung bringt ihn endlich auf den Grundsatz: Handle jederzeit, wie du sollst (wie die Vernunft es für gut und recht erkennt), nicht wie du willst (wozu heftige Triebe und Begierden dich reitzen), auch nicht, weil du mußt, (bloß aus äußerem Zwange; denn der Vernünftige unterwirft sich der Nothwendigkeit freiwillig.) Die Befolgung dieser Regel setzt ihn in den Genuß aller Vortheile der Kultur, und hält den größten Theil der sie begleitenden Uebel von ihm entfernt.

Die Kinder werden alle als Naturmenschen geboren, d. i. sie thun, was sie wollen, oder was sie müssen. Ob sie deshalb böse (von Natur verderbt) zu nennen sind, und ob es anders sein kann? — Diese Fragen mag sich jeder selbst beantworten. So viel ist gewiß, daß sie als solche in der Folge für eine Gesellschaft kultivirter Menschen nicht taugen, und in derselben sich nicht wohl befinden. Die Erziehung muß daher die Anlage zur Sittlichkeit in ihnen entwickeln,

und sie allmählich zur Ausübung jenes Grundsatzes gewöhnen, daß sie thun, was sie sollen.

Die erste Aeußerung des Willens der Kinder ist Geschrei, welches in dieser Periode des Lebens allemal ein wahres Bedürfniß zum Grunde hat. Man muß daher nie ein Kind auf andre Art (z. B. durch heftiges Wiegen) zum Schweigen zu bringen suchen, als daß man seinem Bedürfnisse abhilft.

So bald es die Gegenstände um sich her unterscheiden lernt, regt sich der Erkenntniß-Trieb. Es will bald dies, bald jenes haben, und da der Geschmacks-Sinn bis jetzt noch der herrschende ist, so will es durch diesen den Gegenstand kennen lernen: es führt ihn gemeiniglich zum Munde, wenn es ihn in seine Gewalt bekommt. Schon deshalb darf man ihm nicht alles geben, was es verlangt, auch keine bunten Spielsachen, die mehrentheils mit schädlichen Farben überzogen sind. Es ist dies aber auch der bequemste Zeitpunkt, den Willen des Kindes einem äußern Zwange zu unterwerfen, und es zu gewöhnen, daß es der Nothwendigkeit willig gehorcht — eine Eigenschaft, die ihm künftig viele Thränen und Leiden, und den Eltern vielen Kummer und Verdruß erspart. Der Erzieher versäume also ja nicht, schon jetzt zuweilen seinen Willen dem Willen des Kindes entgegen zu setzen, und sage selbst dann, wann es etwas Unschädliches verlangt, mit einem ernsten, entschloßnen Tone: das sollst du nicht haben. Es wird schreien, es wird sich ungeberdig stellen, sich erboßen; aber man lasse sich durchaus nicht erweichen. Man hat verloren, wenn man nur Einmal nachgiebt. Dagegen wird das Kind nach einigen fruchtlosen Versuchen dieser Art sich fügen lernen, und auf die erste Weigerung des Erziehers von seiner Forderung abstehen. Selten wird es nöthig sein, das anfänglich ungestüme Betragen des Kindes in einem solchen Falle mit körperlicher Züchtigung zu ahnden; es ist genug, wenn man nur ganz gleichgültig und kaltblütig dabei bleibt *).

*) Das meiste Unheil stiften in diesem Zeitraum unverständige Wärterinnen, die nicht nur dem Kinde auf sein Geschrei alles, was es verlangt, bewilligen, sondern ihm auch — um es zu beruhigen, wenn es aus irgend einer andern Ursache schreiet — mit freiwilligen Anerbietungen zuvorkommen.

Der Trieb der Kinder, nach allem zu greifen, alles haben oder betasten zu wollen, ist an sich, wie alle ursprünglichen Naturtriebe, edel und gut. Selbstthätigkeit, Entwickelung der Kräfte, und Kenntniß der Gegenstände nach ihren Eigenschaften sind die Zwecke desselben. Man muß ihn also weislich lenken und richten, aber nicht gewaltsam unterdrücken. Es ist grausam, ein Kind zum Stillesitzen zu zwingen, ohne seinem Thätigkeitstriebe eine angemessene Beschäftigung zu geben. Fehlt es dem Kinde an Unterhaltung, so wird es unwillig, und fällt dann den Erwachsnen durch Geschrei, durch Weinen und durch mancherlei Unarten zur Last. In der That ist es so unbedeutend nicht, als man vielleicht glaubt, beständig für zweckmäßige Unterhaltung eines Kindes zu sorgen. Die wenigsten, welche mit Kindern in dem Alter zu thun haben, verstehen sich auf die rechte Art der Unterhaltung; auch finden sie selbst, wie natürlich, kein sonderliches Vergnügen an dem, was Kindern Vergnügen macht, und die kindische Unbeständigkeit verlangt so viele Abwechselung, daß man nicht genug neue Gegenstände herbeischaffen kann. Allein das sicherste Mittel — unter den mittleren und höhern Ständen viel zu wenig erkannt und benutzt! — Kinder vor der drückenden langen Weile zu bewahren, und ihnen eine angenehme und lehrreiche Beschäftigung zu verschaffen, ist: Aufenthalt in der freien Natur. Wer hat je ein (gesundes und nicht etwa von dringenden Bedürfnissen gequältes) Kind hier mißvergnügt gesehen? Wie das Wild im Walde, der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser — wie jedes Thier sich seines Elementes freuet, in welchem es lebt und webt: so freuet sich der noch nicht verwöhnte Naturmensch der offnen Natur. Da kostet es wenig Mühe, ein Kind zu unterhalten; es unterhält sich selbst. Es kann sich nicht satt sehen an den mannigfaltigen Gestalten, die in buntem Gewühl durch einander vor ihm hin schweben, gegen welches lebendige Gemälde der Natur alle unsre Bilderbücher und Bildergallerieen doch nur ein armseliger Behelf sind. Man versuche es, und gebe einem Kinde das schönste Bilderbuch in die Hand; es wird gewiß — wenn man nicht besonders haushälterisch damit umgeht, und es ihm nur sparsam zeigt —

nach wenigen Tagen desselben überdrüssig sein. Aber nicht so Garten, Feld und Wald, zu welchen es immer mit neuem Vergnügen zurückkehrt. Und wenn es noch dazu öfters aufmerksam gemacht und angeleitet wird, das, was es sieht, näher zu betrachten und kennen zu lernen; so ist für des Kindes Vergnügen und Belehrung nichts Besseres zu erfinden. Der Erzieher suche dann unter andern auch frühzeitig der albernen Furcht und Scheu vor gewissen Thieren, z. B. Spinnen, Kröten ꝛc., dadurch vorzubeugen, daß er diese Thiere dem Kinde nahe bringt, und dasselbe mit ihnen vertraut macht.

Indessen müssen doch Kinder auch einen großen Theil der Zeit, vornämlich des Winters, im Zimmer zubringen, wo man ihnen mancherlei Spielsachen zum Zeitvertreibe giebt. Bei der Wahl dieser Spielsachen sollte man nicht nur dahin sehen, daß sie der Gesundheit der Kinder nicht nachtheilig werden könnten, (wie z. B. die meisten gefärbten Sachen, desgleichen die bleiernen, wenn sie dieselben in den Mund stecken); sondern auch, daß sie den Sinn für das Schöne und Edle nicht verderbten, und daß sie überhaupt in pädagogischer Rücksicht zweckmäßiger wären. Wie geschmacklos das gewöhnliche Spielzeug der Kinder gearbeitet wird, welche Karrikaturen und Fratzen man ihnen aufstellt, wie wenig man bei Nachbildungen der Natur auf Treue und Wahrheit achtet, ist bekannt. Man denkt: je wohlfeiler, desto besser; für Kinder ist es gut genug; es wird doch bald zerbrochen oder zerrissen. — Letzteres ist freilich wahr, und die Kinder thäten recht daran, wenn sie es absichtlich zerbrächen, weil diese Dinge ihren Geschmack verderben, und ihnen falsche Vorstellungen von den edlen Naturformen beibringen. Aber man gebe ihnen nur bessere Sachen in die Hände, man flöße ihnen Achtung gegen dieselben ein, und lehre sie an ihrem Spielzeuge die große Tugend, ihr künftiges reelles Eigenthum (Kleider, Geräth ꝛc.) zu schonen und zu sparen.

Es wäre in der That kein geringes Verdienst, welches ein geschickter Künstler sich um die Kinderwelt erwerben könnte, wenn er sein Talent auf die Verfertigung zweckmäßiger pädagogischer Spielzeuge anwenden wollte. Die vornehmsten Eigenschaften solcher Spiel-

zeuge würden meines Erachtens sein: Dauerhaftigkeit des Material's; gefällige, ganz nach den Regeln der Kunst gearbeitete Formen; eben so die nöthigen Zeichnungen und Malereien von der Hand des Meisters, nicht des Sudlers; die Theile des Ganzen so zusammengefügt, daß sie ohne Schaden und mit Leichtigkeit von den Kindern aus einander genommen und wieder zusammengesetzt werden können: die Gegenstände gewählt aus dem unermeßlichen Gebiete der Natur und Kunst. *)

Bekanntlich äußern Kinder frühzeitig einen Trieb zu zerstören und wieder zu bauen. Das liebste Spielzeug, das ihnen Anfangs noch so viele Freude machte, opfern sie mit der Zeit diesem Triebe auf, der im Grunde nichts anderes, als jener erste auf Erkenntniß abzweckende Thätigkeitstrieb ist. Am meisten sind diejenigen Sachen einem solchen Schicksal unterworfen, welche inwendig etwas Verborgenes haben oder zu haben scheinen. Ihre Neugierde, zu sehen, wie das Ding inwendig beschaffen sei, läßt ihnen keine Ruhe; sie versuchen ihre Kräfte so lange daran, bis sie dies Geheimniß entdeckt haben. Dann aber möchten sie es auch gern wieder herstellen, u. s. w. Was nicht so zerlegt oder zertrümmert werden kann, das macht ihnen auch nur kurze Zeit Vergnügen; sie haben es bald ausstudiert, und lassen es gleichgültig liegen. — Hierauf nun müßte der Künstler, welcher durch Verfertigung angenehmer und lehrreicher Spielsachen für die Unterhaltung der Kinder sorgen wollte, vorzüglich Rücksicht nehmen. Man müßte für das verschiedene Alter einfachere und zusammengesetztere verfertigen, aber sämmtlich so, daß sie in ihre Theile zerlegt und aus denselben wieder zusammengefügt werden könnten. Einige Sachen der Art giebt es schon, z. B. Häuser, Städte, Landkarten. Die Industrie der Deutschen könnte und würde aber gewiß noch mehr thun, wenn sie hinlängliche Aufmunterung fände.

Bis zu der Zeit, wo die Kinder vernehmlich sprechen, und die Sprache andrer vollkommen verstehen ler=

*) Herr Catel in Berlin und Herr Borstelmann in Nürnberg liefern dergleichen Spielsachen für Kinder, die zum Theil meiner Idee entsprechen.

nen, werden sie durch den absoluten Willen der Eltern und Erzieher regiert. Jedoch muß man ihrem eignen Willen so lange seine Wirksamkeit lassen, als er nichts Schädliches verlangt (einer Ausnahme ist schon vorher gedacht worden): denn wir sollen nicht ganz willenlose Geschöpfe erziehen, sondern nur solche, die noch ein höheres Gesetz, als ihren Willen, anerkennen und respektiren lernen. Es ist daher eine längst bekannte und bewährt erfundene pädagogische Regel: Verbiete und gebiete nicht zu viel. Allein eben so nothwendig ist es, über das einmal gegebne Verbot und Gebot unerbittlich streng zu halten. Man hat eine Hauptschwierigkeit in der Erziehung besiegt, wenn man das Kind in dieser ersten Periode zum unbedingten Gehorsam gegen den Willen der verständigen Erwachsenen gewöhnt hat. —

Mit der Sprache des Kindes entwickelt sich seine Vernunft, und von dieser Zeit an muß der Erzieher den Keim der Moralität in ihm besonders nähren und pflegen. Jetzt sagt dem Kinde: Thue dies, denn es ist gut; laß jenes, denn es ist nicht gut. Dadurch wird das Nachdenken des Kindes geweckt; es lernt Gutes und Böses unterscheiden, und diese Erkenntniß zum Beweggrunde seiner Handlungen annehmen, da es vorher nur seinen eignen oder einen fremden Willen zur Triebfeder hatte. Hat es nun in der ersten Periode wirklich gelernt, seinen Willen dem Willen eines Andern auf Treue und Glauben zu unterwerfen; so wird es ihm auch nicht viele Mühe kosten, ihn (den Willen) der Erkenntniß, seiner eignen Vernunft — nach und nach — gehorsam zu machen. Im Gegentheil entsteht das zweideutige moralische Geschöpf, wozu man bisher den Menschen größtentheils erzog, welches das Bessere sieht, und dem Schlechtern folgt.

Der berühmte Lokke sagt: Der Unterschied unter den Sitten (der Moralität) der Menschen ist mehr ihrer Erziehung, als sonst irgend einer Sache, zuzuschreiben. Begierden haben, ist kein Fehler, sondern, sie nicht den Regeln und Einschränkungen der Vernunft unterwerfen. Der Grund aller Tugend besteht in der Macht, uns alle Befriedigung unsrer Begierden zu versagen, wenn die Vernunft solche nicht billigt. Diese

Macht wird durch Gewohnheit erlangt und verstärkt, und durch eine zeitige Ausübung leicht und geläufig gemacht. Wer das Mittel gefunden hat, ein Kind von vielen Dingen, zu denen es Lust hat, abzuziehen, und zu andern ihn minder gelüstenden hin zu neigen, der hat das große Geheimniß der Erziehung gefunden. — Gleich vom Anfange des Lebens an denke man darauf, das Gemüth der Zucht gehorsam und der Vernunft unterwürfig zu machen. Selbst von der Wiege an muß das Kind lernen, daß es nicht etwas bekommt, weil es ihm beliebt, sondern weil Andre es ihm für dienlich halten. Wenn man Kinder sorgfältig mit demjenigen versähe, was sie nothwendig brauchen, und sie alsdann das, wornach sie schreien, niemals bekommen ließe, so würden sie ohne dasselbe zufrieden sein lernen. Ließe man sie ihr Verlangen niemals durch Ungeduld erreichen, die sie darnach äußern; so würden sie eben so wenig nach andern Dingen schreien; als nach dem Monde. Sie müssen versichert sein, daß man ihnen alles, wornach sie ungestüm thun, gewiß eben deswegen versagen werde, u. s. w.

Wie viel besser würde es um die Menschheit stehen, wenn die Kinder nach solchen Grundsätzen erzogen würden! Das bei der ersten Erziehung vernachlässigte Zwangsgesetz: du mußt; läßt sich in der Folge nur sehr selten durch das moralische Princip: du sollst; ersetzen. Viele müssen daher zu ihrem größten Verdrusse Zeitlebens dem erstern gehorchen, da sie doch schon in ihrem Jünglingsalter der edlen Freiheit, ihre eignen Gesetzgeber zu sein, hätten genießen können. —

Um eben die Zeit, da die eigentlich sittliche Erziehung des Kindes anfängt, muß auch der Unterricht, oder die Bildung des Verstandes, anfangen, aber keinesweges durch Bücher, noch zu bestimmten Stunden, sondern durch gelegentliche Unterredungen über das, was es sieht, hört, spricht, fragt, ꝛc.

Man mache es aufmerksam auf die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten der Dinge, auf Ursachen und Wirkungen, auf Mittel und Endzweck bei unsern Handlungen; man forsche nach den Begriffen, die es mit seinen eigenen Worten verbindet, oder mit den Worten, welche es von andern hört. An Stoff zur Be-

lehrung fehlt es überhaupt nicht leicht, wenn man ihn nur zu benutzen weiß. Jedoch muß man auch nicht beständig den Hofmeister machen, nicht die Absicht, belehren zu wollen, zur Schau tragen, sich nicht dem Kinde zur Unzeit aufdringen; sondern man muß vielmehr es so veranstalten, daß das Kind selbst um Belehrung ansucht.

Die physische Kindheit des Menschen dauert ungefähr bis in das siebente Jahr, wo die Milchzähne ausfallen. Bis dahin wird man das Kind meistens ohne Buch auf gedachte Art unterhalten können. Alsdann aber (und wenn es sehr lebhaften Temperaments ist, auch wohl etwas früher) eröffnet man ihm nach und nach den Zugang zu den Schätzen der Büchergelehrsamkeit. Das erste, was man dabei zu thun hat, ist, daß man ihm Lust zum Lesenlernen erweckt. Dies wird nicht schwer sein. Kinder hören gar zu gern etwas erzählen. Selbst die abgeschmacktesten Märchen der Kindermuhmen machen ihnen unendliches Vergnügen. Sie pflegen auch, vornämlich in den Abendstunden, nach keinem Zeitvertreibe so sehnlich zu verlangen, als nach Erzählungen. Man nehme also ein Buch — versteht sich, ohne ihnen die wahre Absicht zu sagen — und lese allerlei angenehme Histörchen vor; oder noch besser, man lasse sie von einem ältern, schon im Lesen geübten Kinde vorlesen. Dies Vergnügen messe man ihnen aber sparsam und unterbrochen zu; man sage am nächsten Abend: heute habe ich nicht Zeit, weder zum Lesen, noch zum Zuhören; ihr müßt euch anders beschäftigen. So suche man durch öftere Weigerung ihre Begierde immer mehr zu reitzen, und füge jedesmal hinzu, wenn ihr nur erst selbst recht lesen könntet! Bücher habe ich genug, u. s. w.

Bei manchen Kindern wird auch ein solcher künstlicher Reitz nicht einmal nöthig sein. Sie kommen oft von selbst auf den Gedanken, und wünschen, so wie ihre älteren Geschwister oder Spielkameraden, lesen zu lernen, besonders, wenn sie sehen, daß diese deshalb bei gewissen Gelegenheiten vorgezogen und durch Achtung ausgezeichnet werden.

Ueber die Methode, lesen zu lehren, sind die Meinungen der Pädagogen getheilt. Einige wollen,

daß die Kinder zuerst jeden einzelnen Bustaben des Alphabets kennen und nennen lernen, dann Silben zusammensetzen, und endlich ganze Wörter aussprechen. Andre fangen sogleich mit dem letztern, mit der Aussprache leichter Wörter an, und lehren durch dieselben die Kenntniß der einzelnen Buchstaben. Die Buchstabenkenntniß bleibt also auch bei dieser Methode immer noch (wie natürlich) die Grundlage des Lesens, nur daß sie nicht besonders, sondern mit dem Lesen zugleich gelehrt wird.

Nach der erstern Methode kann das Lesenlernen allerdings sehr erschwert und langweilig gemacht werden, und es geschieht auch, wenigstens bei dem öffentlichen Unterricht in zahlreichen Schulen, gewöhnlich, weil der Lehrer weder Talent noch Lust (und selten Aufmunterung) dazu hat, auf Erleichterung zu denken. Diese läßt sich aber in der That ohne große Anstrengung erfinden, und man kennt dergleichen Erfindungen von verschiedner Art. Schon die alten Römer bedienten sich zu diesem Zweck hölzerner oder elfenbeinerner Lettern, welche man den Kindern als Spielwerk in die Hände gab. Lokke schlägt vor, Würfel oder andre Spielsachen mit Buchstaben zu bekleben, und die Figuren derselben den Kindern durch allerlei Spiele eindrücklich zu machen. In öffentlichen Schulen können nun zwar solche Spielereien nicht Statt finden; aber man kann doch den gewöhnlichen Schlendrian vermeiden, und alle Kinder in Aufmerksamkeit und Lust zum Lernen erhalten, indem man z. B. einen Buchstaben an die Tafel zeichnet, dann denselben von den Kindern in ihrem Buche aufsuchen und nachweisen läßt, u. s. w.

Die zweite Methode hat offenbar den Vorzug, daß sie es fast unmöglich macht, den Unterricht so ganz gedankenlos, mechanisch und für die Kinder langweilig zu treiben, wie es nach jener zu geschehen pflegt. Allein sie erfordert auch, wenn sie mit Erfolge angewendet werden soll, geschicktere Lehrer, als wir in den meisten Trivialschulen haben; und unter einem zahlreichen Haufen von Kindern würde selbst der geschickte Lehrer kaum damit durchkommen. Ich habe daher schon in meinem allgemeinen Lehrbuche für Bürgerschu-

len *) eine kleine Abänderung vorgeschlagen (wovon ich aber nicht der Erfinder bin), und diese auch bei der gegenwärtigen Fibel zum Grunde gelegt. Nach meiner Erfahrung läßt sich die analytische Methode so ohne alle Schwierigkeit bei dem öffentlichen und Privatunterrichte anwenden. Auf eine ähnliche Art versichert Herr Hahnemann, seinen sieben Kindern das Lesenlernen unglaublich leicht (wie er sich ausdrückt) beigebracht zu haben **).

Wenn man sich dieser Fibel bei dem ersten Unterrichte bedienen will, so wird es nicht rathsam sein, sie dem Kinde gleich in die Hände zu geben, und zum beständigen Gebrauche zu überlassen; sie muß vielmehr den Reitz der Neuheit so lange behalten, bis es mit Erlernung des Buchstabens z die letzte Vignette gesehen hat. Man zeige sie zu dem Ende nur alsdann vor, wann man unterrichten will, und lasse nicht mehr als Eine Vignette zu jeder Lektion besehen. Das Kind wird vermuthlich die meisten selbst erklären können, und dies auch mit Vergnügen thun. Man komme ihm dabei mit einigen Fragen zu Hülfe, und mache es auf alle Kleinigkeiten aufmerksam, um den Beobachtungsgeist zu schärfen. Selbst über die Richtigkeit der Zeichnungen und die Aehnlichkeit der Figuren mit den Originalen in der Natur, so fern es diese kennt, lasse man es urtheilen. Findet sich dann nichts Bemerkenswerthes mehr in der Vignette, so fährt man fort:

Meinst du nicht, daß es viele Mühe kostet, ein solches Bild zu zeichnen? — Man kann aber eben das, was hier durch Bilder vorgestellt ist, auf eine leichtere und kürzere Art durch Buchstaben und Wörter vorstellen. Was du hier unten siehst, sind Wörter; und so viel deren auch sind, so hat man sie doch in ungleich

*) Zwei Bände. Berlin 1795. u. 1796.

**) Handbuch für Mütter, oder Grundsätze der ersten Erziehung der Kinder, nach dem Französischen bearbeitet von Sam. Hahnemann. Leipzig, bei Gerh. Fleischer. 1796. S. 119. rc. Auch in der zu Leipzig errichteten Bürgerschule ist diese Methode eingeführt, und man bedient sich daselbst einer so genannten Lesemaschine, welche einen ähnlichen Zweck hat, wie unser Buchstabenkästchen.

kürzerer Zeit geschrieben und gedruckt, als man das Bild hat verfertigen können. Und alles, was dir das Bild sagt, das und noch mehr sagen dir die unten stehenden Worte, wenn du sie lesen kannst. Wolltest du diese Kunst wohl lernen? — Ich will dir dazu behülflich sein.

Zuerst sieh hier: Dies Wort heißt Adler. Wenn ich dies Wort sehe, so denke ich mir eben das dabei, als wenn ich das Bild des Vogels selbst sehe. Betrachte das Wort einmal recht genau, und suche dann, ob du es unter den übrigen Wörtern heraus finden kannst; es kommt siebenmal darunter vor.

Nachdem durch dieses Aufsuchen der Total-Eindruck des Wortes sich in der Einbildungskraft fixirt hat, nimmt man das Buchstabenkästchen *) zur Hand, und legt die fünf Buchstaben, aus denen das Wort adler besteht, dem Kinde vor, aber nicht in der gehörigen Ordnung. Jedes Wort, sagt man nun weiter, ist aus einzelnen Theilen oder Zeichen zusammengesetzt, die man Buchstaben nennt. Wie viele Buchstaben zählst du in dem Worte adler? — Richtig, fünf. Hier sind dieselben fünf Buchstaben; lege sie einmal in eben die Ordnung. So! Nun wirst du bald selbst Wörter zusammensetzen können. (Man wirft die Buchstaben noch ein- oder etlichemal durch einander, und läßt sie von dem Kinde in die gehörige Ordnung legen.)

Jeder Buchstabe, mein Kind, hat auch seinen eigenen Namen. Es ist gut, wenn du diese Namen weißt und behälst; du kannst dann meinen Unterricht leichter verstehen, und ich kann mich dir desto eher verständlich machen. Wir wollen versuchen, ob du die Namen dieser fünf Buchstaben bis morgen wirst behalten können. Sie heißen u. s. w. (Das Kind muß diese Namen einigemal deutlich nachsprechen.) Ich will dir auch die Buchstaben bis morgen in Händen lassen, damit du dich selbst daran erinnern und ihre Namen öfters wiederholen kannst. Hast du ja einen oder den andern vergessen, so frage deine ältern Geschwister oder

*) Der mit Buchstaben und Ziffern bedruckte Bogen der Fibel wird vom Buchbinder auf Pappe geklebt, jeder einzelne Buchstabe ausgeschnitten, und alles in ein Kästchen gelegt.

deine liebe Mutter. Ich wünsche aber sehr, daß du sie mir morgen ohne Anstoß nennen kannst; ich werde mich darüber freuen, und dir alsdann auch noch viel Angenehmes aus der Fibel sagen.

Hiermit könnte man die erste Lektion beschließen. Der folgende Tag hebt mit einer Prüfung an: Wie heißen deine Buchstaben? Wie müssen sie zusammen geordnet werden, wenn das Wort Adler daraus entstehen soll? Wie oft und wo kommt dies Wort auf der ersten Seite in unsrer Fibel vor? — Besteht das Kind in dieser Prüfung gut, so fängt man an, ihm allerlei aus der Naturgeschichte des Adlers und des Hasen zu erzählen, (wozu man sich vorbereitet haben muß; an Hülfsmitteln fehlt es ja heutiges Tages nicht). Auch lieset man den unter der Vignette stehenden Text, und begleitet ihn (Frag- und Gesprächsweise) mit erläuternden Anmerkungen.

Es ist natürlich, daß dieser Unterricht mit jedem Tage leichter und angenehmer werden muß; denn die Buchstaben der ersten Wörter kommen immer wieder in den folgenden vor, und es wird dem Kinde Vergnügen machen, wenn es die schon gelernten auf den ersten Blick wieder erkennt.

Der nachdenkende Lehrer wird vielleicht noch mehr kleine Vortheile bei dieser Methode erfinden, als ich bisher angegeben habe. Es läßt sich unmöglich alles im Detail so vorstellen, wie es nach Maßgabe der Umstände und Veranlassungen in der Praxi selbst sich ergiebt.

Die kurzen Sätze, welche auf die Vignetten folgen, sollen, wie man sieht, dazu dienen, daß das Kind die großen Anfangsbuchstaben kennen lerne. Man kann dabei auf ähnliche Art verfahren, wie bei den vorhergehenden Lektionen. Auch wird das Kind nun schon glückliche Versuche im Lesen machen.

Nicht alle Eltern und Erzieher sind der Meinung, daß man das Lesen ohne die gemeine Buchstabir-Methode lehren könne oder solle. Für diese ist in dem folgenden Abschnitte gesorgt, wo man die Buchstaben in der gewöhnlichen Ordnung abgedruckt und leichtere und schwerere Wörter zum Buchstabiren findet.

Die eigentlichen Leseübungen, die Erzählungen, sind ihrem Inhalte nach so gewählt, daß sie das Kind zum

Lesen reitzen. Man lasse sich fleißig vorlesen, und benutze die sich darbietende Gelegenheit zu lehrreichen Bemerkungen. Aber man lese nicht selbst vor, oder erzähle den Inhalt der kleinen Geschichtchen, weil sonst alles Interesse, aller Antrieb zum eignen Lernen für die Kinder wegfällt.

Wie die übrigen Stücke dieser Fibel bei dem Unterrichte zu gebrauchen sind, das sieht jeder von selbst ein, und ich würde etwas Ueberflüssiges thun, wenn ich mich darüber ausbreiten wollte.

Die zweite Hälfte derselben enthält Märchen und andre angenehme und nützliche Aufsätze, welche theils zur fernern Uebung im Lesen, theils zur allmähligen Entwickelung des Verstandes, und zur Bildung des Herzens dienen können. Mit Leseübungen muß man nicht eher aufhören, und das Kind nicht eher zum Schreiben oder gar zu wissenschaftlichen Beschäftigungen zulassen, als bis es sich eine vollkommene Fertigkeit, gut zu lesen, erworben hat. Wer hierin einem andern Grundsatze folgt, der wird es wahrscheinlich späterhin bereuen.

Dessau, den 1sten December 1796.

Der Verfasser.

A.

W. Jury fec. 1796.

adler.

Sieh da einen **adler**, der einen Hasen geraubt hat! Der schnelle Lauf rettete den Hasen diesmal nicht; denn ein adler fliegt schneller, als ein vierfüßiges Thier läuft. Wie mag sich der **adler** über seine Beute freuen! aber wie mag dagegen dem Hasen zu Muthe sein, der wahrscheinlich noch lebt! Vielleicht hat der adler Junge, denen er den Hasen bringen will. Große **adler** können selbst Lämmer und junge Rehe forttragen. Eine Art von adlern, der Fisch-**adler**, hält sich am Wasser auf, und nährt sich hauptsächlich von Fischen.

E.

Esel.

Dieser Esel scheint schwer beladen zu sein und langsam fort zu schreiten. Das ist nicht zu verwundern. Der zahme Esel ist träge; man gebraucht deswegen seinen Namen als ein Schimpfwort, und nennt einen unfleißigen Menschen: einen faulen Esel. Wenn nicht von Zeit zu Zeit der Stock des Treibers den Esel zum Gehen nöthigte, so würde er bald stille stehen, und sich endlich wohl gar niederlegen. Aber der Esel fühlt auch die Schläge nicht sehr; denn er hat eine dicke, wenig empfindliche Haut. Wilde Esel sind ganz und gar nicht träge, sondern laufen schnell.

i. (y)

iltis.

Da ist ein **iltis** gefangen! — Man hat ihm vermuthlich schon lange nachgestellt, weil er des Nachts öfters in den Taubenschlag oder Hühnerstall gekommen ist. Aber leicht fängt sich ein iltis nicht. Er ist ein vorsichtiges und behendes Thier. Und was thut dieser **iltis**, der sich wirklich gefangen hat? Er ist eben bemühet, sich das gefangene Bein abzubeißen, um sich frei zu machen. Natürlicher Weise wird ihn das heftig schmerzen. Der iltis kann dem Menschen zum Beispiele dienen, der sich auch zuweilen ein Glied muß abnehmen lassen, um sein Leben zu erhalten.

O.

W. Jury. fec 1796

o b ſt.

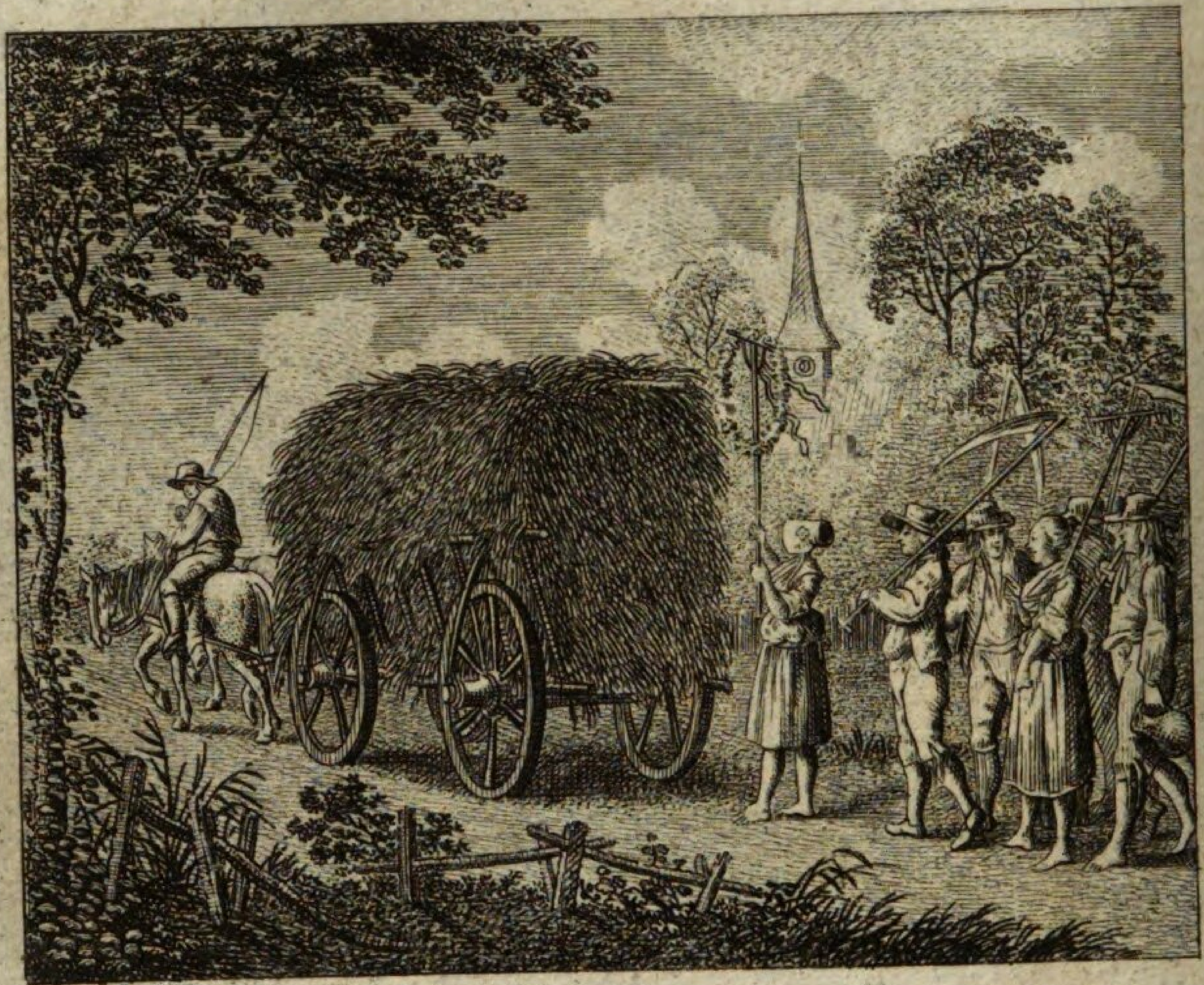
Ein fröhliches Geſchäft! Wer von uns wollte nicht gern dabei ſein, obſt abzunehmen? Es ſcheint ein ſchöner Herbſttag zu ſein; denn das meiſte o b ſt reift im Herbſte. Diejenigen, welche das obſt einſammeln, eſſen auf der Stelle davon, wie wir hier ſehen. Allein der größte Theil des o b ſt e s wird aufgehoben, und im Winter verſpeiſet. Zum Weihnachtsfeſte wird den Kindern unter andern auch obſt beſchert. Wenn man o b ſt aufheben will, ſo muß man es behutſam abbrechen und ſorgfältig bewahren, damit es nicht faule. Es giebt vielerlei Arten von obſt. Weißt du einige zu nennen?

U.

U h u.

Der Vogel dort mit dem Katzenkopf ist ein **Uhu**, eine Art großer Eulen. Man hat diesen Uhu gefangen, und ihn da fest gemacht, daß er nicht wegfliegen kann. Er muß es also geduldig leiden, daß die andern Vögel um ihn her schwärmen und ihn necken. Denn der **Uhu** ist ein nächtlicher Raubvogel, den andre Vögel als ihren Feind erkennen, und, sobald sie ihn am Tage erblicken, mit großem Geschrei verfolgen. Aber wenn auch der Uhu hier ihnen nichts thun kann; so lauert in der Hütte schon ein Jäger, der dies Spiel veranstaltet hat, um Vögel bequem schießen zu können.

Ä.



W. Jury. fec 1796.

ärnte. ähren.

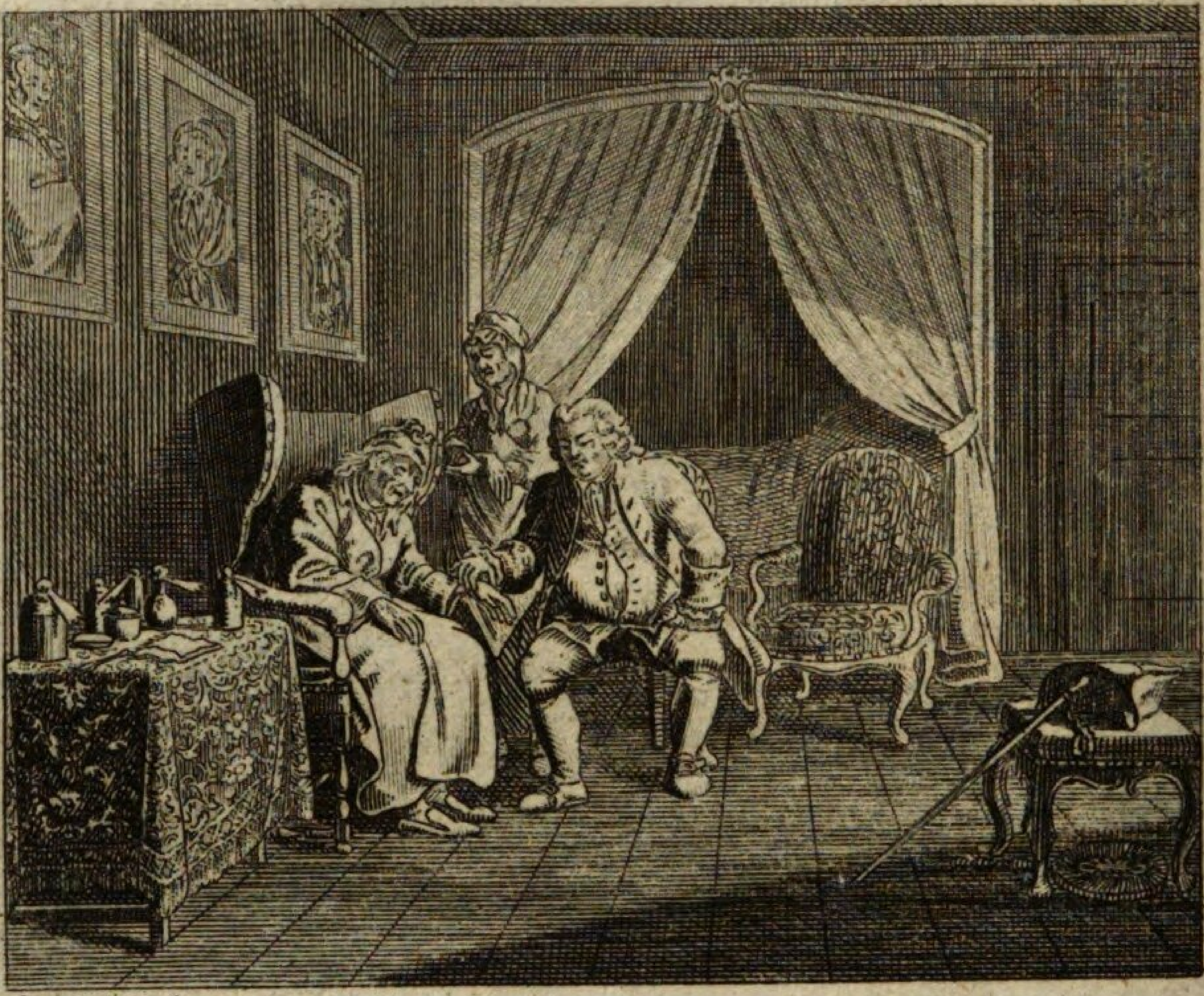
Dieser Wagen bringt die letzten Garben vom Felde. Die **ärnte** ist vorbei. Vergnügt zieht die Schaar der Arbeiter nach Hause zum festlichen Schmause und Tanze. Einer trägt den ärnte-kranz, den er der Herrschaft überreichen wird. Alle Freunde des Hauses nehmen Theil an der Freude über die glücklich geendigte **ärnte**; sie sind alle zur Feier des ärnte-festes eingeladen. Am meisten haben jedoch die Arbeiter den fröhlichen Tag verdient, da sie mehrere Wochen lang bei drückender Hitze das Getreide mähen, die **ähren** zusammen harken und sie in Garben binden mußten.

Ö.

Öl. Ölmühle.

In der Mühle hier wird Öl bereitet. Man sieht durch die offene Thür einige Stampfen, welche die Samenkörner zerquetschen, und das Öl herauspressen. Es wird wohl Rüb- oder Lein-Öl sein; denn das macht man bei uns am gewöhnlichsten. Die Fässer vor der Mühle sind mit Öl angefüllt. Man ladet sie auf den Wagen, um das Öl zum Verkauf fort zu fahren. Diese Art von Öl wird nicht gegessen, weil sie einen widrigen Geschmack hat. Aber Baum-Öl, welches von den Früchten des Öl-Baums gewonnen wird, ist eßbar. Der Öl-Baum wächst in Deutschland nicht.

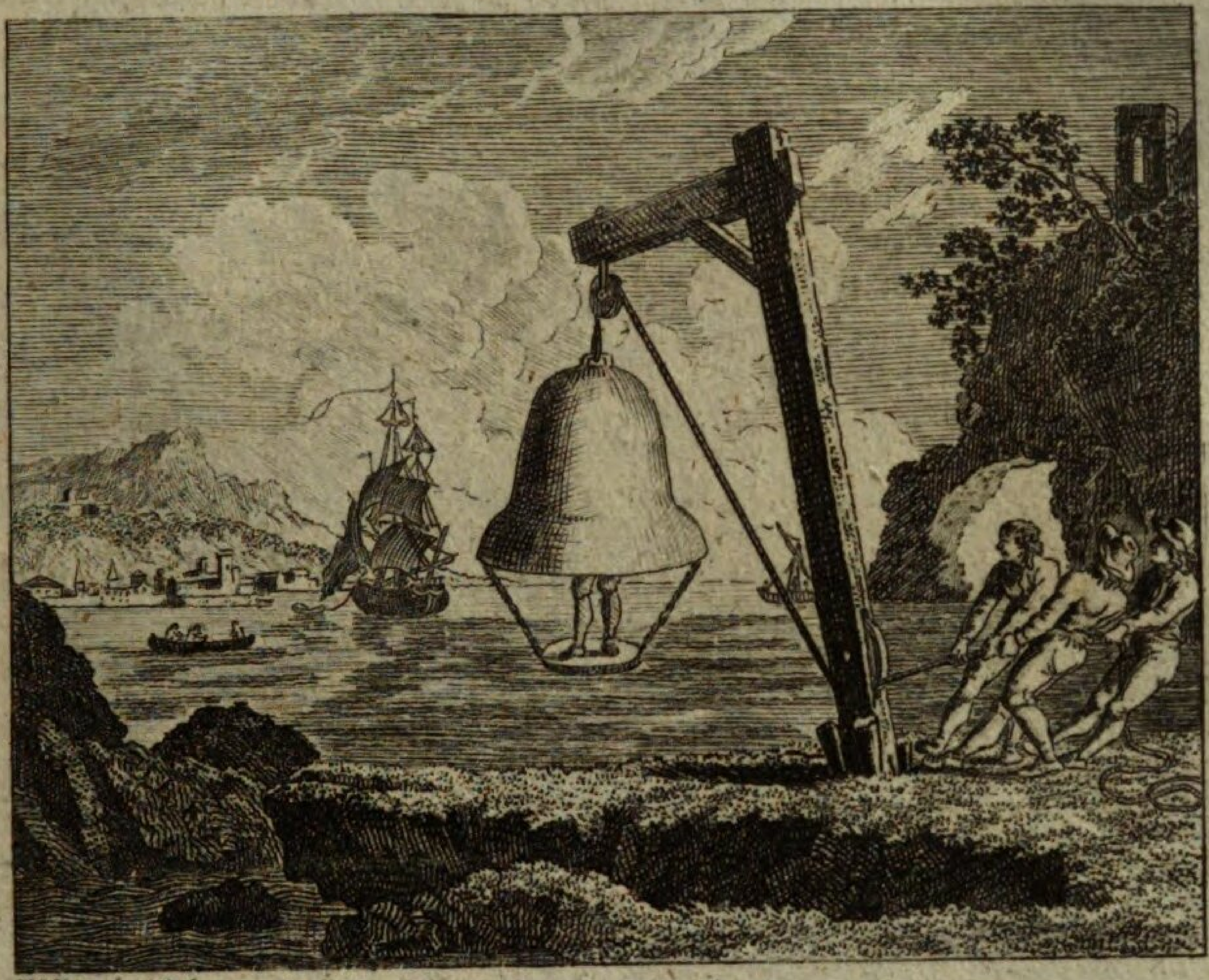
Ü.



übel.

Dem Kranken ist **übel** zu Muthe. Er sitzt im Lehnstuhle, weil ihm das beständige Liegen im Bette beschwerlich wird. Das Einnehmen der Arznei macht ihm auch üble Empfindungen. Sie steht immer vor ihm, damit er nicht vergißt, sie zu rechter Zeit einzunehmen. Eben ist der Arzt bei ihm, und urtheilt nach dem Pulsschlage, ob die Krankheit abgenommen habe, oder nicht. Die bedenkliche Miene des Arztes vermehrt das **übel** des Kranken. Der Gesunde muß seinen kranken Freund gern warten, wenn ihm auch ein wenig übel dabei wird.

Au.



J. C. Jury, sc. 1796.

austern.

Da sind Leute, welche **austern** aus dem Meere herauf holen wollen. In dem glokkenförmigen Häuschen steht ein Mensch. Diesen läßt man in die Tiefe hinab. Das Wasser dringt inwendig nur ein wenig bis über den Rand in sein Häuschen, und er ist folglich größtentheils im Trocknen. Unten bricht er austern von den Felsen los, und wird dann nach etlichen Minuten wieder in die Höhe gezogen. Diese **austern** sind eine Art von Muscheln, worin Perlen gefunden werden; aber nicht alle austern enthalten Perlen. Manche **austern** ißt man.

åu.

åugeln.

Was macht der Mann da mitten unter jungen Båumen im Garten? Das Messer in der linken Hand scheint er gebraucht zu haben, und mit der rechten wickelt er ein Band um den Baum, als ob er eine Wunde verbånde. Er hat nåmlich einen kleinen Schnitt in die Rinde gemacht, und das Auge oder die Knospe eines Zweiges von einem andern Baum eingesetzt. Damit nun der Schnitt desto eher heilen, und das Auge anwachsen kann, umwickelt er es mit einem Streifen Bast. Man nennt diese Arbeit **åugeln** oder okuliren. Durch das åugeln erhålt man bessere Frůchte von den Båumen.

ei.

eichhorn. eicheln.

Der Knabe hat sein Vergnügen an dem muntern, possierlichen **eichhorne.** Er hat es sich vielleicht jung aufgezogen, und an seine Hand gewöhnt. Von Natur ist das eichhorn ein scheues, flüchtiges und flinkes Thierchen. Es wird von dem Knaben mit Nüssen gefüttert, die es geschickt aufzuknacken, und aus denen es den Kern heraus zu nehmen weiß. In den Wäldern frißt es **eicheln** und allerlei Samenkerne. Wenn der Knabe etwa das eichhorn neckt, so mag er sich nur in Acht nehmen, daß es ihn nicht beißt. Der Biß dieses Thierchens ist oft sehr gefährlich.

Eu.

Eule.

Die Eule dort trägt eine Perücke in ihr Nest, welche sie dem Manne mit großer Geschwindigkeit vom Kopfe gerissen hat. Er ging des Abends spät, mit seinem Hut in der Hand, hier über den Kirchhof, als ihm dieser seltsame Zufall begegnete. Da er weder die Eule, noch sonst jemanden sah, so glaubte er, ein Gespenst habe ihm diesen Streich gespielt; und dies versicherte er auch am andern Tage allen Leuten. Als aber nach etlichen Monaten die Maurer etwas an dem Kirchthurme ausbessern mußten, fanden sie die Perücke in dem Neste einer Eule.

b.

bär.

Da hat sich ein **bär** in der Schlinge gefangen. Die Schlinge besteht aus einem starken Strick, an dessen Ende ein Kloß befestigt ist. Sobald der bär den Strick um den Hals hatte, und im Fortgehen sah, daß der Kloß ihn hinderte: so ergrimmte er, trug den Kloß den Berg hinan, und will ihn nun in die Tiefe werfen. Aber der schwere Kloß wird ihn mit hinabreißen, und er wird sich todt fallen. Ein solcher **bär** trägt, wenn er sich nicht sogleich todt fällt, den Kloß wieder auf den Berg, und wirft ihn noch einmal hinunter. Dies wiederholt der bär (wie man sagt) so oft, bis er liegen bleibt.

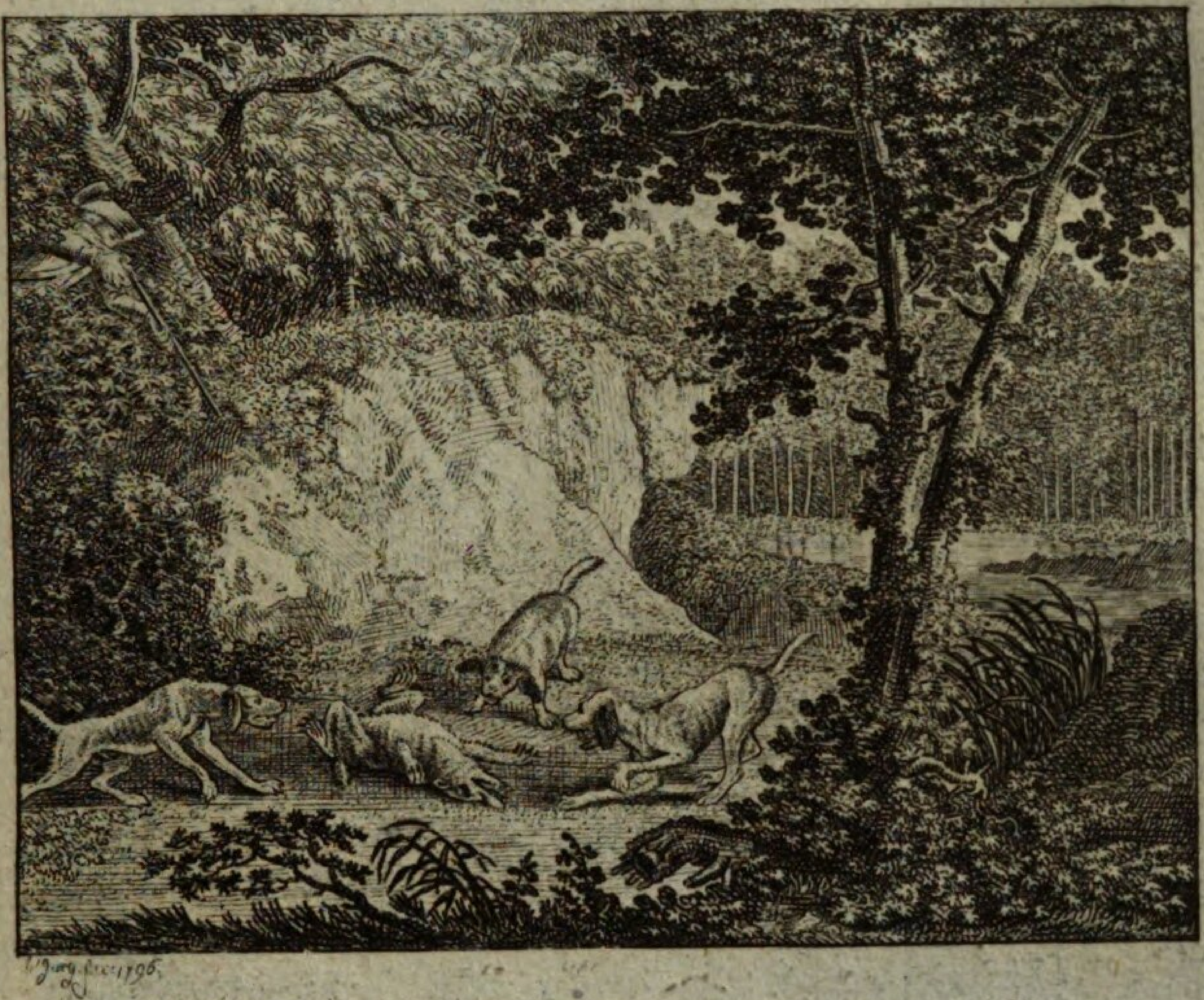
C.

W. Jury fec. 1796.

citrone. caffee. confekt.

Die Gäste vor diesem Wirthshause vergnügen sich, ein jeder nach seinem Belieben. Einige machen sich einen kühlen Trank von dem Safte der **citronen**, den sie in Wasser thun und mit Zucker versüßen; andere trinken **caffee**; noch andere haben einen Teller mit **confekt** oder Zuckergebackenem vor sich. Aber confekt verdirbt den Magen leicht, besonders wenn man Wein dazu trinkt; caffee wird auch eben nicht für gesund gehalten; hingegen der Saft von citronen in Wasser ist selbst Kranken ein erquickendes und heilsames Getränk. Welche Leute mögen wohl das Beste gewählt haben?

D.



Dachs.

Der Dachs ist von den Hunden aus seinem Bau unter der Erde herausgetrieben worden. So lange er ihnen noch entkommen konnte, floh er; als ihn aber die Hunde hier so umringten, setzte er sich ihnen verzweifelt zur Wehre. Die Hunde müssen schon erfahren haben, wie gefährlich es ist, einen Dachs anzugreifen; denn man sieht, daß ihm keiner recht nahe kommen will. In dieser Lage ist der Dachs auch ziemlich gesichert; er verwundet mit seinen Krallen die Hunde an dem empfindlichsten Theil ihres Leibes, an der Nase. Zuletzt wird wohl der Jäger den Hunden zu Hülfe kommen.

F.

Fuchs.

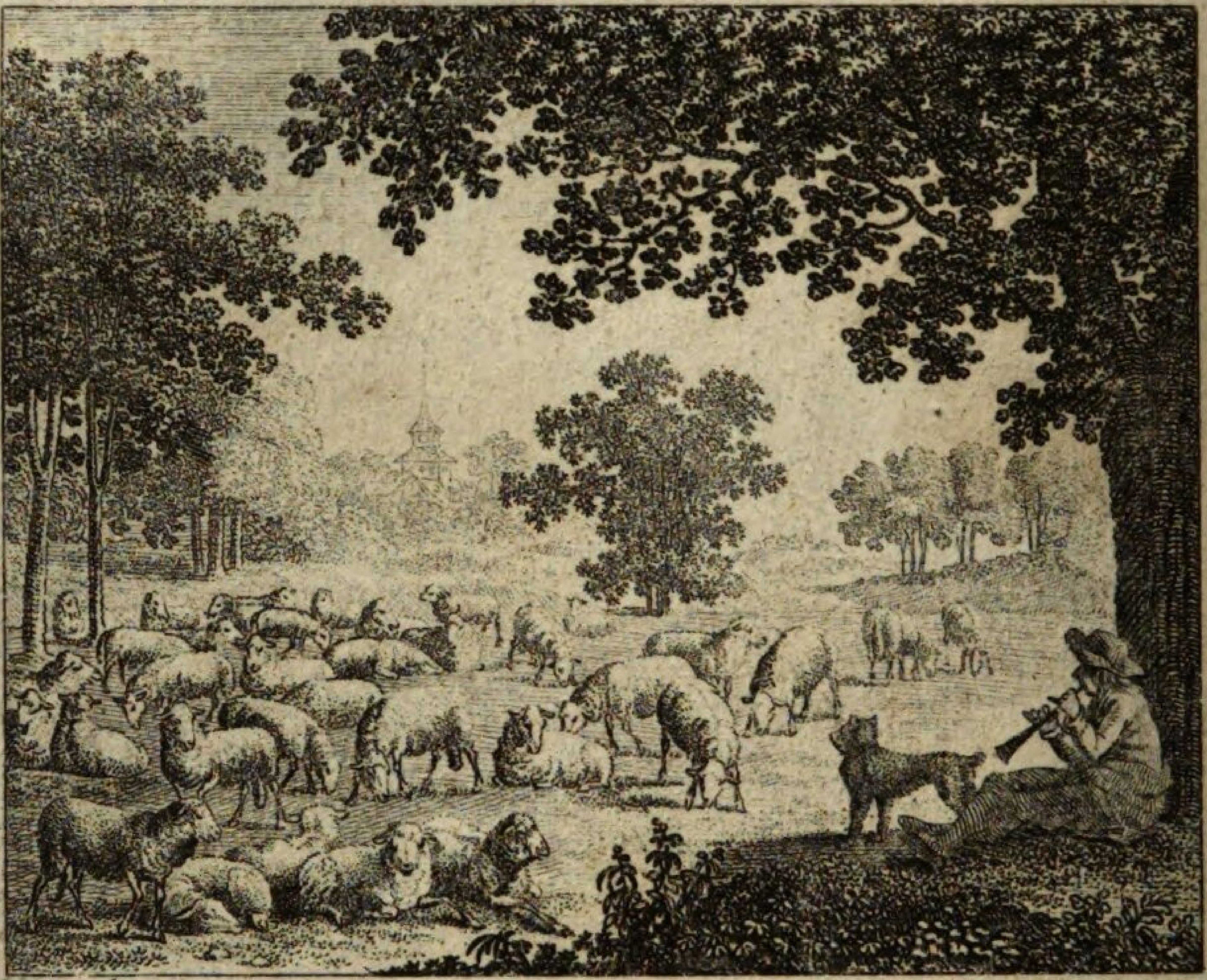
Dort läuft ein Fuchs mit seiner Beute. Er hat seine Zeit so gut abgepaßt, daß weder ein Mensch noch ein Hund den Raub bemerkt; denn man sieht nicht, daß er verfolgt wird. Vielleicht ist dies schon das dritte, vierte Huhn, das er jetzt forträgt. Ein Fuchs läßt nicht leicht etwas übrig, wenn er ungestört würgen und rauben kann; er sammelt sich gern Vorrath auf mehrere Tage. Aber der Bauer, den dieser Fuchs bestohlen hat, wird ihm nun Fallen legen, oder durch Jäger ihn in seinem Lager aufsuchen lassen. Lange treibt es ein Dieb, es sei ein Mensch oder ein Thier, heutiges Tages nicht.

G.

gans.

Die gans hat Muth genug, einen Hund anzufallen, und doch ist sie nicht mit Waffen versehen, wie die Raubvögel, die spitze und scharfe Schnäbel und Klauen haben. Diese Herzhaftigkeit zeigt die gans aber nur, wann sie Junge hat; außer der Zeit ist sie furchtsam, und läßt sich von einem Kinde necken und jagen. Alle andre schwache und von Natur schüchterne Thiere machen es eben so, wie die gans. Die Gluckhenne z. B. beschützt ihre Jungen mit Gefahr ihres eignen Lebens. Die gans ist ein sehr nützliches Thier. Auch die meisten Kinder haben etwas von der gans zu ihrem Gebrauche.

H.



Wm Jury fe 1796

Hirt. Hund. Heerde.

Der **Hirt** macht seiner **Heerde** Tafelmusik. Er bläset vielleicht nur zum Zeitvertreib und Vergnügen; aber erfahrne Hirten wollen bemerkt haben, daß die Schafe bei dem sanften Tone der Schalmeie ruhiger weiden und besser fressen, als ohne diese Musik. Der immer wachsame **Hund** steht bereit, auf den ersten Wink seines Herrn hin zu eilen, und die etwa zu sehr sich zerstreuende Heerde wieder zusammen zu treiben. Der **Hirt** kann sich so gar hinlegen und schlafen, und er darf nicht besorgen, daß unterdessen Unordnung entstehen wird; denn ein gut abgerichteter Hund thut doch seine Pflicht.

j. (y)

jagd. jagen. jäger.

Hier **jagt** man den Hirsch, nicht um ihn bald zu bekommen, sondern um recht lange das Vergnügen zu haben, ihn zu jagen; man könnte ihn ja sonst durch einen Schuß sogleich erlegen. So viel Vergnügen diese **jagd** vielleicht den **jägern** macht, so viel Angst und Qual verursacht sie dem armen Thiere. Auch sind die jäger, Pferde und Hunde bei dieser jagd in Gefahr, ihre Gesundheit oder gar das Leben zu verlieren. Rehe und andere Thiere jagt man nicht so. Doch werden zuweilen auch Hasen mit Hunden gehetzt, und so lange gejagt, bis sie erhascht sind.

K.

Kahn.

Die unvorsichtigen und leichtsinnigen Kinder haben sich ganz allein in den Kahn begeben, ihn losgebunden und vom Ufer abgestoßen, um sich auf dem Wasser zu fahren. Aber der Strohm ergreift jetzt den Kahn, und wird ihn unter die Mühlenräder hintreiben. Die Kinder sind nicht im Stande, den Kahn zu regieren. Sie müssen also ihre Unbesonnenheit mit dem Leben büßen, wenn nicht die Leute in dem andern Kahn noch zu rechter Zeit ankommen, und sie retten. Die ausgestandene Angst wird ihnen dann wohl eine Warnung sein, daß sie sich nicht wieder einer solchen Gefahr muthwillig aussetzen.

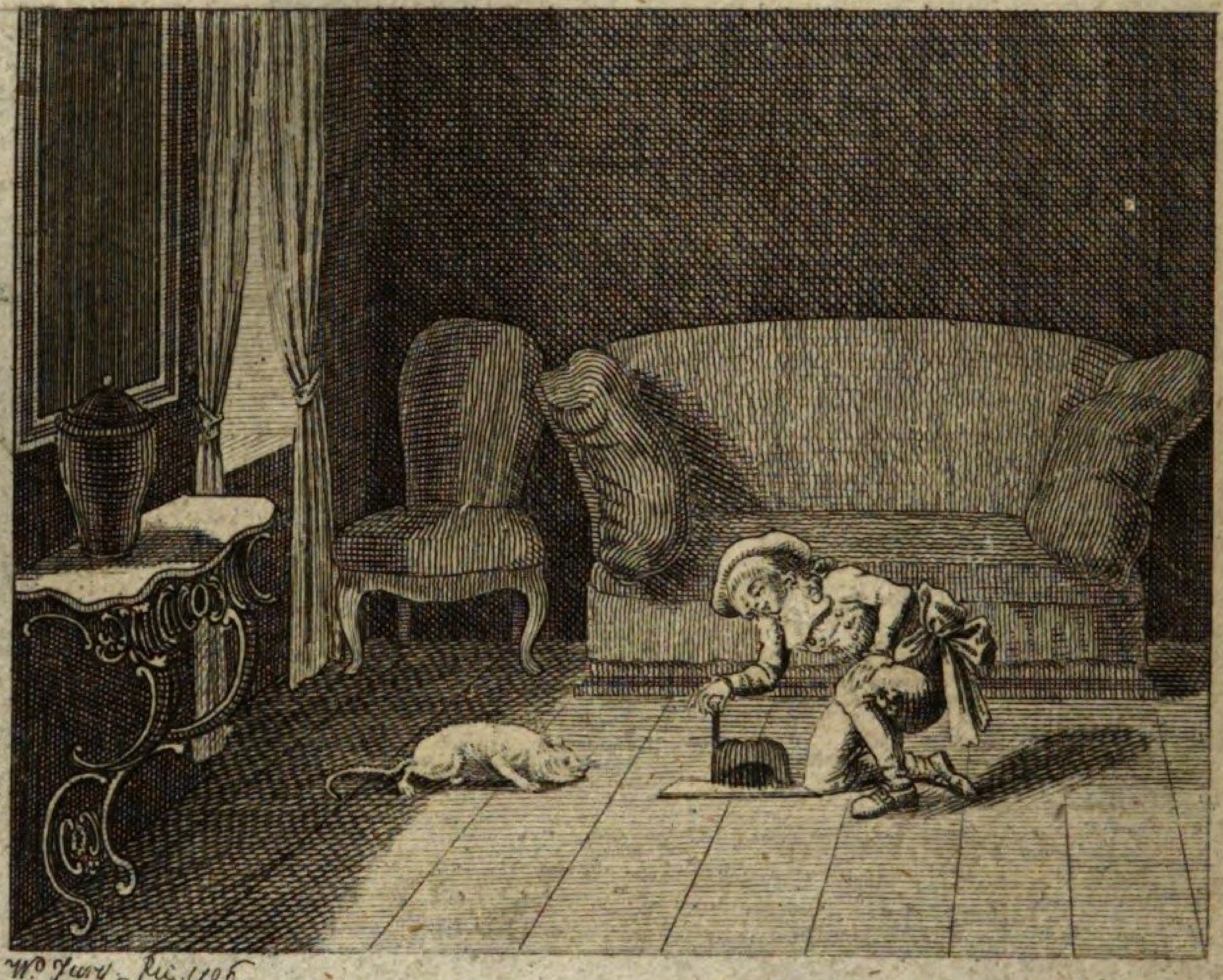
I.

W. Jury. sc. 1795.

Luchs.

Das kleinere Thier bezwingt durch List und Kühnheit das größere. Auf dem Rücken des Hirsches sitzt ein **Luchs**, ein katzenartiges Thier, aber wohl zweimal so groß als eine Katze. Er ist von dem Baum hier, wo er im Verborgenen lauerte, auf den Hirsch plötzlich herabgesprungen, und beißt ihm nun das Genick entzwei. In wenigen Minuten stürzt der Hirsch todt zur Erde nieder. Er wird also vom Luchs nicht lange gequält; Schreck und Schmerz dauern nur einen Augenblick. Der **Luchs** thut dies auch nicht zum Vergnügen, sondern aus Noth. Er ist ein Raubthier, das von Fleisch leben muß.

M.



Maus.

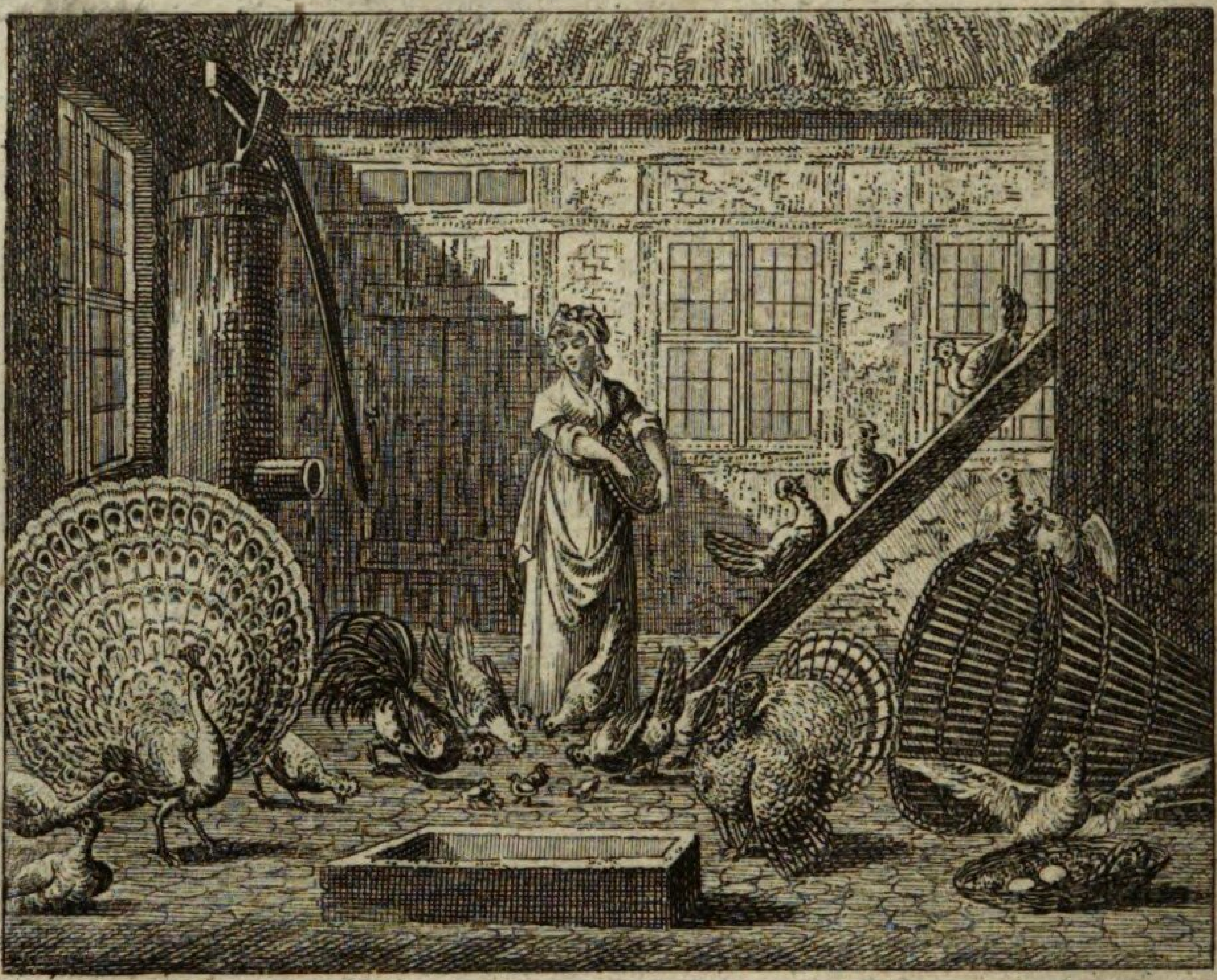
Die **Maus** hat sich durch gebratenen Speck in die Falle locken lassen. Sie kroch zu der Oeffnung oben hinein, und ließ es sich anfangs wohl schmecken. Als sie aber merkte, daß sie gefangen war, ward sie unruhig, und lief hin und her, um einen Ausgang zu finden. Vergebens! Man kann denken, daß die Maus schon da viel Angst ausgestanden haben wird; aber jetzt empfindet sie gewiß noch mehr, da sie ihren Todfeind, die Katze, erblickt. Der Knabe will die Thür der Falle öffnen; und wenn die **Maus** nun herausläuft, so springt die Katze gleich zu, und erhascht sie.

N.

neſt. neſter.

Das ſind zwei ſehr künſtliche neſter. Das lange beutelförmige neſt hat eine Art Meiſe gemacht. Sie nimmt dazu Moos, Wolle und Baumrinde, welche Dinge ſie ſehr feſt mit einander zu verbinden weiß. Inwendig futtert ſie das neſt mit weichen Federn aus. Das andre neſt hat ein Vögelchen, welches dem Zaunkönige ähnlich iſt, verfertigt. Es beſteht aus einem grünen und einem trocknen Baumblatte. Das trockne hat der Vogel vermittelſt kleiner Faſern an das grüne angenähet, und ſo eine Art von Tute gemacht. Inwendig iſt es ebenfalls weich gefuttert. Das ganze neſt wiegt wohl nicht viel.

P.



Puter. Pfau.

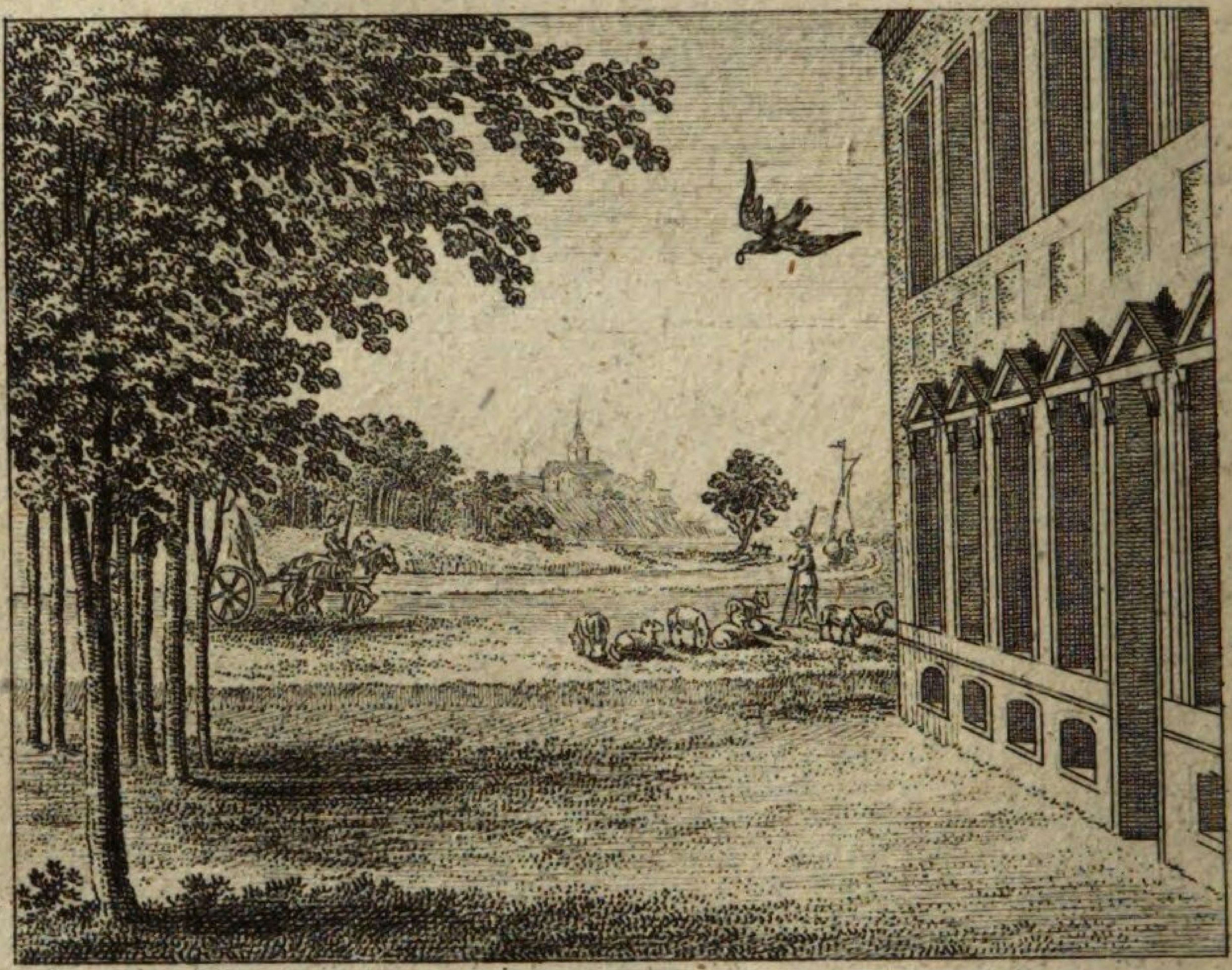
Da brüsten sich zwei Vögel, die beide ein recht stolzes Ansehen haben. Der eine ist ein **Puter** oder Truthahn, über dessen Schnabel ein langer Fleischzapfen herunterhängt. Er hat seinen Schwanz wie einen Fächer ausgebreitet. Gewöhnlich läßt er dann auch seine ihm ganz eigenen kullernden Töne hören. Man hält die Puter ihres schmackhaften Fleisches wegen, und nicht bloß zur Parade, wie den **Pfau**, der hier, dem Puter gleichsam zum Trotz, seinen prächtigen Schweif auch entfaltet hat. Der Pfau gibt so, besonders im Sonnenschein, einen herrlichen Anblick; aber er ist nicht so nützlich, wie der **Puter**.

Q.

querl.

Einen **querl** kann man in der Küche nicht wohl entbehren. Der Mann, welcher die **querle** hier feil bietet, hat sie in müßigen Stunden selbst gemacht. Es ist auch nicht schwer, einen querl zu verfertigen. Man schneidet junge Schößlinge von Kiefern ab, verkürzt die an dem einen Ende rings herum stehenden Aestchen, und entblößt das Ganze von der Rinde. Man macht aber auch künstliche querle, indem man an dem Ende eines glatten Stöckchens zwei schickliche Hölzer kreuzweis über einander legt und befestigt. Mit solchen **querlen** wird nicht so viel junges nutzbares Holz verwüstet.

r.



rabe. ring.

Den **ring** hat der **rabe** aus dem offnen Fenster weggenommen. Er wird ihn in sein Nest auf dem Baume dort tragen. Es ist sonderbar, daß die raben gern solche glänzende Sachen nehmen, und verstecken, da sie ihnen doch nichts nützen. Man nennt dies uneigentlich stehlen, und sagt daher von einem diebischen Menschen: er stiehlt, wie ein **rabe**. — Wenn man nun diesen ring im Hause vermissen wird, so kann leicht ein Unschuldiger in Verdacht kommen. Aber vielleicht hat schon Jemand das rabennest auf dem Baume dort bemerkt, und kennt die Gewohnheit dieser Thiere.

ſ. s. ß.

ſenſe. ſichel. gras. ſtrauß.

Der Mann måhet gras mit der ſenſe, um es entweder dem Vieh friſch zu geben, oder um es zu trocknen und Heu davon zu machen. Eine ſichel iſt kleiner, als eine ſenſe, und wird gewöhnlich von Frauensperſonen gebraucht. Mit der ſichel kann man in eben der Zeit nicht ſo viel ſchneiden, als mit der ſenſe måhen. — Dieſer Mann hat ſein Kind mit auf die Wieſe genommen, weil es ihn darum bat. Es wollte ſich gern Blumen pflücken, und einen ſtrauß binden, womit es eben beſchåftigt iſt. Nun freuet es ſich, daß es ſeiner Mutter einen ſtrauß mit nach Hauſe bringen kann.

sch.

schwein. schlächter.

Dies **schwein** ist lange genug gemästet worden; nun will man es schlachten. Bald wird ihm der **schlächter** das Messer an die Kehle setzen, und die Magd, die mit einer Schüssel dabei steht, das Blut auffangen. Wenn das schwein todt ist, so schneidet der schlächter ihm den Bauch auf, nimmt die Eingeweide heraus, und reinigt sie. Auch schabet er die Haare und Borsten von der Haut des **schweines** ab. Dann werden allerlei Würste gekocht. Darauf scheint sich das eine von den beiden Kindern zu freuen. So wenig ein schwein nützt, so lange es lebt: so nutzbar ist es dagegen nach seinem Tode.

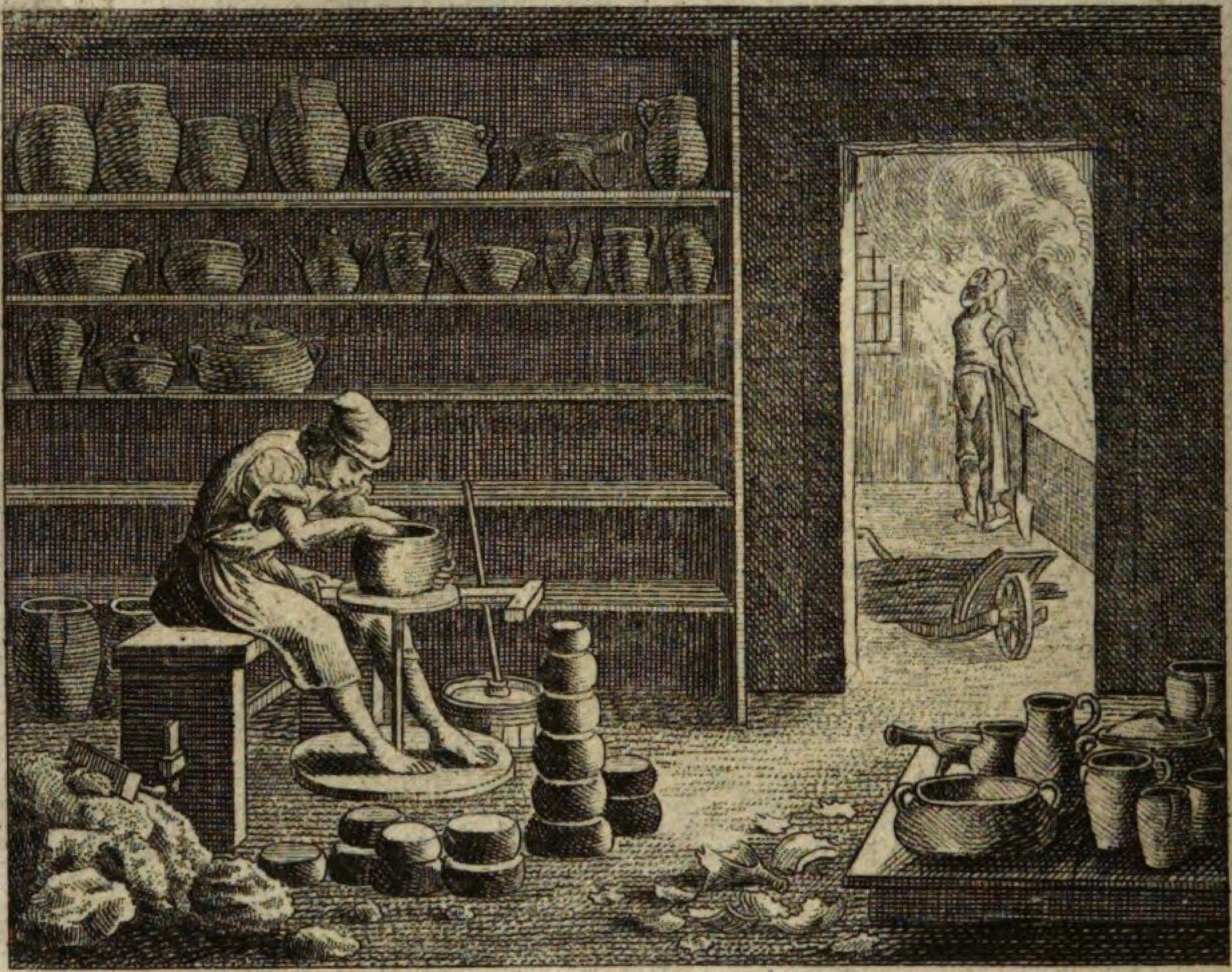
ſt.

W. Jury fe. 1796

ſtorch.

Ein **ſtorch** mit ſeinen Jungen. So lange dieſe noch nicht aus dem Neſte kommen konnten, brachte ihnen der Alte Fröſche, Eidechſen, kleine Schlangen und dergleichen; jetzt zeigt er ihnen, wo ſie dieſe Thiere finden können. Das Neſt des ſtorchs wird wohl auf dem Gebäude dort ſein; denn er hält ſich gern nahe bei Menſchen auf, und wird faſt ſo zahm, wie das Hausgeflügel. Der alte **ſtorch** lehrt die Jungen auch fliegen. Er fliegt mit ihnen immer im Kreiſe umher; wenn dann ein junger ſtorch müde wird und ſinken will, ſo fliegt der alte **ſtorch** unter ihn, und hebt ihn mit ſeinem Rücken in die Höhe.

T.



topf. töpfer. thon.

Der **töpfer** drehet auf der Scheibe allerlei runde Gefäße von **thon**. Den thon hat er vorher gereinigt und durchgeknetet. Wenn er einen **topf** bilden will, so klebt er einen Klumpen thon an die obere Scheibe an, drehet mit dem Fuße die untere, und mit ihr zugleich die obere, bald rechts, bald links herum, und hält beide Hände gegen die Seiten des **thon**=klumpens. Manches bildet er auch aus freier Hand. Dieser töpfer hat schon einen Vorrath von Gefäßen fertig, die er auf den Bänken völlig austrocknen läßt und dann brennt. Die Waaren des **töpfers** werden in sehr großer Menge verbraucht.

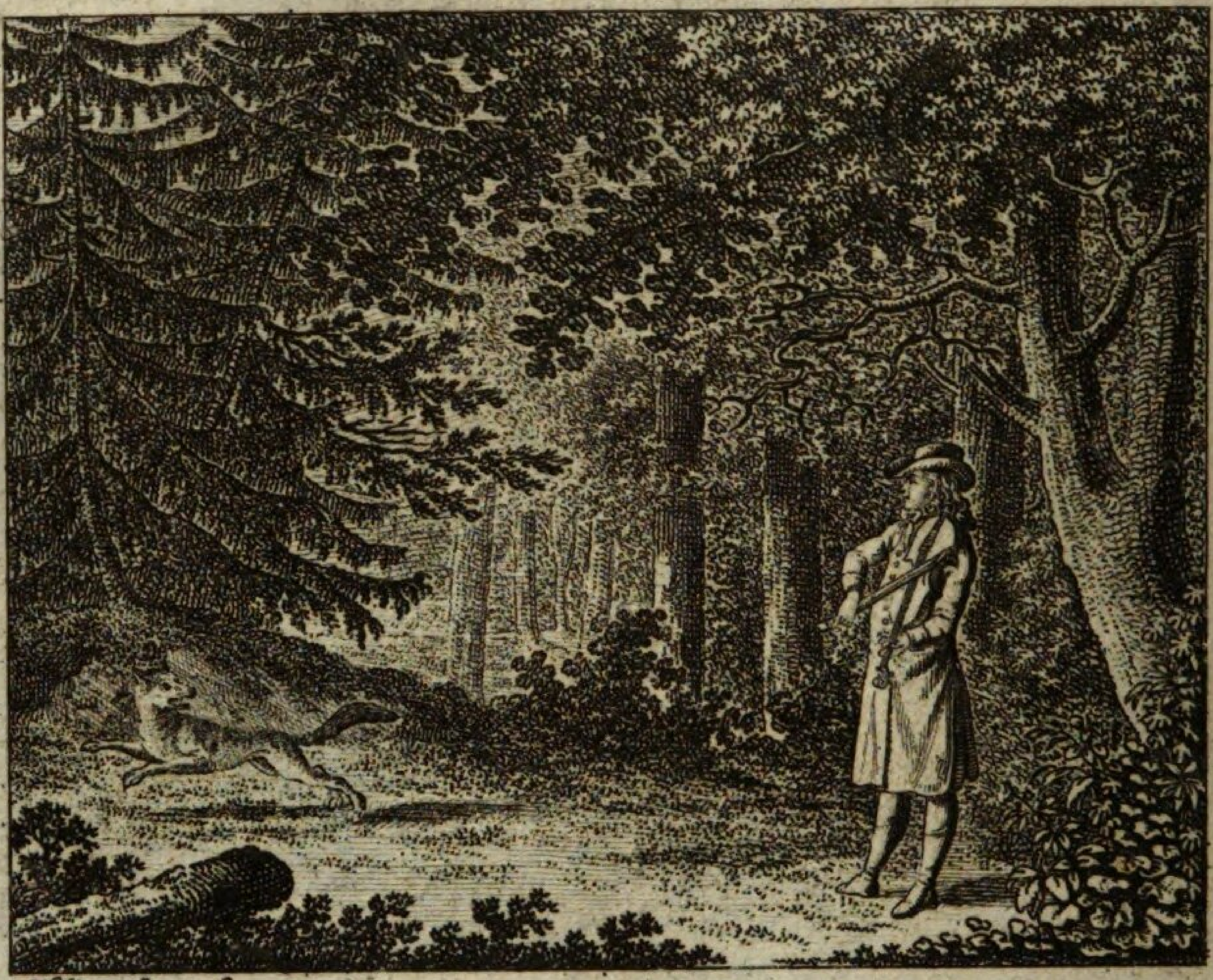
V.

W. Jury. sc. 1796.

Vorwitz.

Ei! Ei! Der Knabe will eine Flinte von der Wand nehmen, und versuchen, ob er auch schießen kann. Das ist gefährlicher **Vorwitz**; denn wenn Jemand etwas wissen oder erfahren will, was ihn nichts angeht, und was ihm schädlich werden kann, der zeigt Vorwitz. Zum Glücke des Knaben kommt sein Vater eben dazu, und warnt ihn noch zu rechter Zeit. Ohne Zweifel haben die Eltern den Knaben schon sonst gewarnt, weil das Gewehr hier in der Stube hängt, und er also leicht dazu kommen kann. Um desto strafbarer ist also des Knaben **Vorwitz**, und er verdient eine harte Züchtigung.

W.


W. Jury. fe. 1796.

wolf.

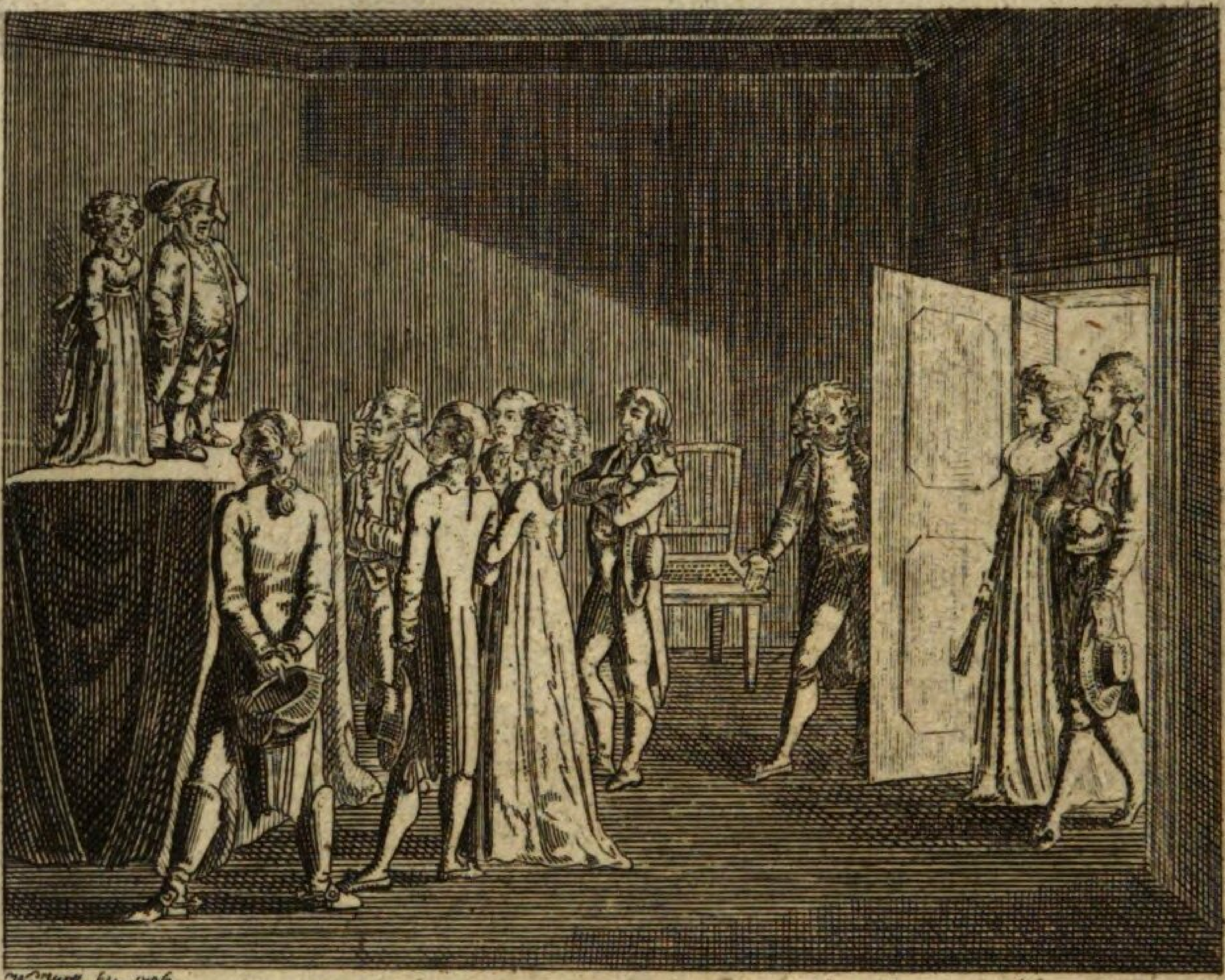
Den Mann fiel mitten im Walde ein **wolf** an. Ohne Waffen kann sich ein Mensch einen wolf nicht abwehren; denn es ist ein starkes, und, wenn es von Hunger gequält wird, ein wüthendes Thier. Doch fürchtet sich der **wolf** vor dem Rasseln der Ketten und vor dem Klange rauschender Instrumente. Glücklicher Weise hatte dieser Musikus eine Violine bei sich. Ohne zu wissen, daß sie ihm das Leben retten würde, griff er in der Angst darnach, und fing an zu spielen. Zu seiner Verwunderung nahm der wolf sogleich die Flucht. Der Mann wird nun wohl spielen, bis der **wolf** ganz weg ist.

X.

axt. äxte.

Hier soll ein Haus gebauet werden. Die Zimmerleute behauen erst das Holz dazu. Der eine hat eine **axt**, welche einer gewöhnlichen Holz-axt gleicht, womit der Tagelöhner das Brennholz spaltet; der andre aber hat eine breite **axt**, oder vielmehr ein Beil, das dem Beile des Fleischers ähnlich ist. Mit diesem ebnet er das Holz, welches der erstere mit seiner axt aus dem Groben behauen hat. Der dritte stößt mit der langen und schmalen Stich-**axt** die Zapfenlöcher aus, vermittelst deren die Säulen unter einander verbunden werden sollen. Wo kein Eisen ist, macht man **äxte** aus harten Steinen.

Z.



W. Jury. fec. 1796.

zwerg. zwerge.

Die beiden **zwerge** lassen sich für Geld sehen. Als sie geboren waren, konnten sie bequem in ihres Vaters Schuhen liegen. Jetzt sind diese zwerge schon über zwanzig Jahre alt, und haben kaum die Größe fünfjähriger Kinder. Dabei sehen sie vollkommen männlich aus, besonders im Gesichte. Eben dieses männliche Ansehen bei einer so kleinen Statur macht, daß man einen **zwerg** bewundert, und für die Erlaubniß, ihn als eine Seltenheit zu sehen, Geld zahlt. Die zwerge werden zeitig alt, und sterben meist schon im dreißigsten Jahre; doch mancher **zwerg** lebt auch länger.

Die großen Buchstaben.

Aa. Ee. Ii. Oo. Uu.

Ä ä. Ö ö. Ü ü.

Au au. Äu äu. Ei ei.

Eu eu.

Bb. Cc. Dd. Ff.

Gg. Hh. Jj. (Yy.)

Kk. Ll. Mm. Nn.

Pp. Qq. Rr. Sſ.

Sch ſch. St ſt. Tt.

Vv. Ww. Xx. Zz.

A. a.

Adler, adler.

Der Adler raubt allerlei lebendige Thiere, die er bezwingen kann, und nährt sich von ihrem Fleische.

E. e.

Esel, esel.

Der zahme Esel ist ein träges Thier. Man muß ihn oft antreiben, wenn er nur mäßig geschwind gehen soll.

I. i. (Y. y.)

Iltis, iltis.

Dem Iltis stellt man mit Fallen nach. Hat er sich gefangen, so beißt er sich zuweilen das Bein ab, um sich wieder frei zu machen.

O. o.

Obst, obst.

Das meiste Obst wird im Herbste reif. Dann sammelt man es ein, und bewahrt es für den Winter auf.

U. u.

Uhu, uhu.

Der Uhu läßt sich selten bei Tage sehen; und wenn es geschieht, so versammeln sich andere Vögel um ihn her, und necken ihn.

Ä (Ae.) ä.

Ärnte, ärnte.

Nach der Ärnte bringen die Arbeiter einen Ärntekranz.

Ö (Oe.) ö.

Öl, öl.

Aus Hanf- und Leinsamen wird in Ölmühlen Öl geschlagen.

Ü (Ue.) ü.

Übel, übel.

Eine schmerzhafte Krankheit ist ein Übel. Durch Mäßigkeit und Reinlichkeit werden viele Krankheiten verhütet.

Au. au.

Auster, auster.

Einige Austern enthalten Perlen. Sie müssen mit Lebensgefahr aus der Tiefe des Meeres herauf geholt werden.

Äu (Aeu.) äu.

Äugeln, äugeln.

Das Äugeln hat den Nutzen, daß ein schlechter Stamm mit der Zeit vortreffliche Früchte trägt.

Ei. ei.

Eichhorn, eichhorn.

Das lebhafte Eichhorn liebt die Bewegung. Es läßt sich gern mit Nüssen füttern.

Eu. eu.

Eule, eule.

Die Eule trägt, wie manche andere Vögel, alles, was sie bekommen kann, in ihr Nest. Sie fliegt des Abends sogar durch offne Fenster in Zimmer, und holt allerlei Sachen heraus.

B. b.

Bår, bår.

Der Bår wird auf verschiedne Art gefangen. Er zeigt eben keine sonderliche Vorsicht und Klugheit, den Nachstellungen zu entgehen.

C. c.

Citrone, citrone.

Caffee, caffee.

Confekt, confekt.

Der Saft der Citrone mit Wasser ist ein gesunderes Getränk, als Caffee. Confekt mit Wein verdirbt den Magen leicht.

D. d.

Dachs, dachs.

Der Dachs hat ein starkes Gebiß und

scharfe Klauen. Er ist im Stande, sich einige Hunde abzuwehren.

F. f.

Fuchs, fuchs.

Der listige Fuchs wird selten bei seinem Diebstahl ertappt. Oft raubt er das Federvieh am hellen Tage aus den Höfen der Bauern.

G. g.

Gans, gans.

Wann die Gans Junge hat, ist sie so kühn, daß sie stärkere Thiere und Menschen anfällt.

H. h.

Heerde, heerde. Hirt, hirt.

Die Heerde muß einen Hirten haben; sonst verläuft sie sich. Der Hirt braucht einen Hund, um die zerstreueten Thiere zusammen zu treiben.

J. j. (Y. y.)

Jagd, jagd. Jäger, jäger.

Die Jagd, welche der Jäger nicht bloß zu seinem Vergnügen anstellt, und wobei ein Thier nicht unnöthiger Weise gequält wird, ist eine nützliche Beschäftigung.

K. k.

Kahn, kahn.

Kinder müssen sich nicht allein in einem

Kahn fahren wollen; sie haben noch nicht Kräfte genug, ihn zu regieren.

L. l.

Luchs, luchs.

Der Luchs springt nach Art der Katzen auf seinen Raub, und saugt ihm das Blut aus.

M. m.

Maus, maus.

Die Maus nascht gern in Speisekammern und Kellern; aber sie büßt auch ihre Lüsternheit oft mit dem Leben.

N. n.

Nest, nest.

Der Vogel bauet ein künstliches Nest, ohne sich vorher darin geübt, oder es gelernt zu haben.

P. p.

Puter, puter. Pfau, pfau.

Den Puter hält man seines Nutzens wegen, den Pfau aber nur zum Staat.

Q. q.

Querl, querl.

In der Küche braucht man oft einen Querl. Zu seiner Zeit ist er so nöthig, als anderes Geräth.

R. r.

Rabe, rabe. Ring, ring.

Der Rabe nimmt gern goldne Ringe oder andre glänzende Sachen weg, und trägt sie in sein Nest, ob er sie gleich nicht brauchen kann.

S. s.

Sense, sense. Sichel, sichel.

Eine Sense ist viel größer, als eine Sichel; man kann daher mit jener in eben der Zeit mehr abschneiden, als mit dieser.

Sch. sch.

Schwein, schwein.

Das gemästete Schwein wird geschlachtet, und dann auf mannichfaltige Art benutzt.

St. st.

Storch, storch.

Der Storch ist ein sehr nützliches Thier, weil er Schlangen und andre den Menschen lästige Thiere frißt. Abergläubische Leute meinen, ein Haus, worauf ein Storch genistet habe, brenne nicht ab. Kann das wohl wahr seyn? — Der Storch soll selbst Wasser zutragen und löschen, wenn es vom Feuer ergriffen wird.

T. t.

Töpfer, töpfer. Thon, thon. Topf, topf.

Der Töpfer drehet aus Thon auf der Scheibe einen Topf, läßt ihn trocken werden, und brennt ihn dann im Ofen.

V. v.

Vorwitz, vorwitz.

Vorwitz ist ein großer Fehler, den Kinder häufiger an sich haben, als Erwachsene.

W. w.

Wolf, wolf.

Der Wolf ist ein gefährliches Raubthier; man sucht daher, so oft sich einer sehen läßt, ihn zu tödten.

X. x.

Xaver, xaver.

Xaver ist ein Mannsname, aber wenige Personen führen ihn.

Z. z.

Zwerg, zwerg.

Da Zwerge unter uns so selten sind, so lassen sie sich für Geld sehen.

Elemente des Unterrichts nach der gewöhnlichen Buchstabir-Methode.

---

a b c d e f g h i j (y) k l m n
o p q r ſ (s) t u v w x y z.

Hiervon heißen laute Buchstaben oder Vokale:

a e i o u.

Die übrigen nennt man stumme Buchstaben oder Konsonanten.

Zusammengesetzte Vokale sind:

ä ö ü ai au äu ei (ey) eu.

Die Buchstaben nach der Ableitung:

i r x c e n u ü m w o ö d a ä
q g v p y l t h b k ſ f ſt ß s z.

Große Buchstaben:

Aa. Bb. Cc. Dd. Ee. Ff.
Gg. Hh. Ii (Yy) Kk. Ll.
Mm. Nn. Oo. Pp. Qq.
Rr. Sſ. Tt. Uu. Vv.
Ww. Xx. Yy. Zz.

Zur Übung im Buchſtabiren.

---

all als alt halt kalt
er der derb es des dem wem
ich dich mich ſich in bin hin iſt biſt
ohn ſchon oft hofft
um zum dumm krumm ſtumm
und rund ſtund bunt
auf lauf kauf
ein mein dein ſein nein fein klein rein
band fand ſtand
da das dann kann
faſt haſt
ging ſing ſpring
hier vier mir dir wir
hört ſtört
jagſt magſt klagſt
klang ſang lang krank
lieb hieb blieb ſchrieb
mit ritt tritt ſchritt
nimmt ſtimmt glimmt klimmt
nährt fährt gährt
neu neun

pocht kocht
quillt stillt gilt
roth noth todt
so soll voll toll
schlug trug klug
that bat
von vor schor
weit breit schreit seid
wühlt fühlt kühlt
zieht sieht

---

essen messen fressen vergessen
finden binden
geben leben kleben
hauen bauen kauen brauen
jagen tragen sagen
klingen singen springen
lachen machen
mischen fischen zischen
nennen kennen rennen
offen hoffen getroffen besoffen
peinigen steinigen reinigen
quälen schälen erzählen
rütteln schütteln

sammeln stammeln sieben schieben
stieben spinnen rinnen
treiben reiben schreiben
verlieren erfrieren
winken sinken hinken ertrinken
zanken danken wanken

Apfelmus Birnbaum Citronenblatt
Degenspitze Eselsohr Fuchspelz
Gänsebraten Hühnerstall Jägertasche
Kirschkern Lämmerwolle Mauseloch
Nußbaumholz Ochsenhaut
Puppenspiel Quittensaft Rosenkäfer
Suppennapf Schreibfeder
Stiefelknecht Taubenschlag
Uhrgehäuse Viertelstunde Wiegenlied
Zuckerhut
Ärntekranz Ölkrug Übelkeit
Augenwimper Äugelein Eisscholle
Eulenkopf.

Zur ersten Uebung im Lesen.

I.

Ich kenne einige Thiere, und kann sie nennen: Der Hund, die Katze, das Pferd, der Ochse, die Kuh, das Schaf, die Ziege, das Schwein, der Hirsch, das Reh, der Hase, das Kaninchen, der Fuchs, die Maus, die Ratze, der Maulwurf, der Hamster, das Eichhörnchen, die Fledermaus, der Igel.

Die Gans, die Ente, das Huhn, das Truthuhn, die Taube, der Pfau, die Wachtel, die Lerche, der Staar, der Storch, der Kiebitz, die Nachtigall, das Rothkehlchen, der Zaunkönig, der Kanarienvogel, der Hänfling, der Fink, der Stieglitz, die Meise, die Schwalbe, die Krähe, die Elster, die Eule, der Sperling, der Kukuk.

Der Frosch, die Kröte, die Eidechse, die Schlange.

Der Hecht, der Karpfen, der Aal, der Häring, der Ukelei, der Gründling, der Blei.

Die Biene, die Wespe, die Raupe, der Schmetterling, die Laus, der Floh, die Wanze, die Fliege, die Mücke, die Spinne, das Heupferd, der Maikäfer, die Ameise, der Ohrwurm, der Krebs.

Die Schnecke, der Blutigel, der Regenwurm.

Von Gewächsen sind mir bekannt:

Der Apfelbaum, der Birnbaum, der Pflaumenbaum, der Kirschbaum, der Nußbaum, der Aprikosenbaum, der Pfirsichenbaum, der Weinstock, der Johannisbeerstrauch, der Stachelbeerstrauch, der Brombeerstrauch, der Haselnußstrauch, der Hollunder, der Schleedorn, die Heidelbeere, die Eiche, die Fichte, die Birke, die Linde, die Weide, der Rosenstock, der Jasmin, der Rosmarin, der Buchsbaum.

Der Weißkohl, der Braunkohl, Kohlrabi, Kohlrüben, die gelbe, weiße und rothe Rübe, die Pastinakwurzel, die Petersilie, der Rettig, der Meerrettig, der Sellerie, die Kartoffeln, die Zwiebel, der Knoblauch, der Spargel, die Bohnen, die Erbsen, die Linsen, die Gurken, der Kürbiß, die Erdbeere, der Salat, die Raute, der Flachs, der Taback, der Mohn, die Sonnenblume, die Kamille, die Tulpe, die Lilie, die Nelke, die Aurikel, die Hyacinthe, die Levkoie, das Veilchen, das Schneeglöckchen, der Klee, die Brenn-nessel.

Der Roggen, der Weizen, die Gerste, der Hafer, die Hirse, das Rohr, die Binse.

Der Fliegenschwamm, der Pilz, die Morchel, der Bovist, der Schimmel.

Von Mineralien kenne ich auch verschiedene Arten:

Den Lehm, den Thon, den Schiefer, den

Wetz-

Wetzstein, den Sand, den Feuerstein, den Kalk, die Kreide, den Bimsstein.

Das Kochsalz, den Alaun, den Vitriol.

Die Steinkohle, den Schwefel, das Reisblei.

Das Gold, das Silber, das Kupfer, das Eisen, das Zinn, das Blei, das Quecksilber.

Auf der Erde geht man; auf dem Wasser schwimmt man; die Luft athmen wir ein und aus; das Feuer wärmt und leuchtet uns.

2.

Wir müssen alle Tage essen und trinken.

Man kann vor Hunger und Durst sterben.

Wir müssen uns täglich kleiden.

Ohne Kleidung würden wir im Winter erfrieren.

Auch mag sich niemand ohne Kleider vor Andern sehen lassen.

Wir können uns nicht beständig unter freiem Himmel aufhalten.

Daher brauchen wir eine Wohnung zum Schutz gegen Regen und Kälte, Schnee und Sturm.

Wer krank ist, wird nicht immer von selbst wieder gesund.

Er muß Arzenei einnehmen, welche die Krankheit vertreibt.

Um unser Leben zu erhalten, bedürfen wir also Nahrung (Essen und Trinken), Kleidung, Wohnung, und zuweilen Arzenei.

Nahrung nehmen wir hauptsächlich von Thieren und Gewächsen. Wir essen das Fleisch des Rindviehes (der Ochsen und Kühe), der Kälber, Schafe, Schweine, Hirsche, Rehe, Hasen, Kaninchen; der Gänse, Enten, Hühner, Truthühner, Tauben, Repphühner, Lerchen, Krammetsvögel, Schnepfen; die Keulen von Wasserfröschen; das Fleisch vom Karpfen, vom Hecht, von der Forelle, vom Aal, vom Lachs, vom Häring, vom Stockfisch und andern Fischen; vom Krebs; von der Schnecke und Auster. Auch Milch, Butter und Käse erhalten wir von Thieren.

Von Gewächsen essen wir die Früchte, z. B. Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Aprikosen, Pfirsichen, Nüsse, Weintrauben, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Erdbeeren, Maulbeeren, Brombeeren, Heidelbeeren, Melonen, Kürbisse, Gurken, Feigen, Mandeln ꝛc.; die Blüthe vom Blumenkohl; die Blätter vom Weißkohl, Braunkohl, Spinat; allerlei Wurzeln, Zwiebeln und Knollen (z. B. Kartoffeln); die Samenkörner verschiedener Grasarten, z. B.

Reiß, Hirse, Roggen, Weizen, Gerste; auch Erbsen, Bohnen und Linsen.

Von Mineralien dient uns bloß das Kochsalz an Speisen als Gewürz.

Einige Nahrungsmittel genießen wir roh; andere bereiten wir erst zu.

Das Getreide wird zu Mehl gemahlen, und aus dem Mehl wird Brot, Semmel, Zwieback und Kuchen gebacken.

Fleisch und Gemüse wird gekocht.

Auch wird Fleisch gebraten, oder eingesalzen und geräuchert.

Unser Getränk ist entweder bloßes Wasser, oder Bier, Wein, Branntwein, Kaffee, Thee.

Die meisten Kleidungsstücke bekommen wir ebenfalls von Thieren und Gewächsen.

Das Schaf giebt uns Wolle, aus welcher Tuch gemacht wird.

Die Wolle und die Haare der Hasen und andrer Thiere werden zu Hüten verarbeitet.

Füchse, Biber und dergleichen Thiere liefern uns allerlei Pelzwerk.

Aus der Haut verschiedner Thiere bereitet man Leder zu Schuhen, Stiefeln, Beinkleidern, u. s. w.

Das Gespinst der Seidenraupe wird zur Verfertigung seidner Kleider gebraucht.

Die Leinwand macht man von Flachs, welcher aus der Erde wächst.

Kattun ist ein Baumwollenzeug.

Die Baumwolle wächst auf Bäumen und Stauden.

Zum Anzuge eines Mannes gehören: ein Hut oder eine Mütze, eine Halsbinde, ein Hemde, Rock und Weste, Beinkleider, Strümpfe, Stiefeln oder Schuhe, Schnallen oder Bänder.

Unsere Wohnungen bauen wir von Holz und Steinen, Kalk und Sand. Eisen, Blei, Glas braucht man auch, wenn man ein Haus bauen will.

Zu kleinen Häusern und Ställen nimmt man, anstatt der Steine, oft nur Lehm.

In einem Wohnhause sind Stuben, Kammern, Küche, Keller und Boden.

In der Stube siehet man Tische, Stühle und Schränke; in der Kammer: Betten, Nachtgeschirr, Waschbecken; in der Küche: einen Herd, Feuerzeug, Töpfe, Schüsseln, Teller, Näpfe, Tiegel, Kessel, Trichter, Pfannen, Reibeisen, Kohlpfanne und dergleichen; im Keller: Fässer und Flaschen von allerlei Art, auch Vorrath an Lebensmitteln, die sich sonst nicht gut aufbewahren lassen.

Im Hof befinden sich Ställe zur Aufbewahrung des Holzes und für das Vieh.

Hinter dem Hof ist zuweilen ein Garten, worin man Küchengewächse säet und pflanzt und Obstbäume zieht.

Die Arzenei wird mehrentheils in den Apotheken bereitet, und auf Verordnung des Arztes an die Kranken verkauft. Aus dem Thierreiche bekommen wir wenig Arzenei. Am gewöhnlichsten braucht man noch die spanischen Fliegen und die Maiwürmer. Von Gewächsen giebt es eine große Menge, die zur Arzenei dienen. Dahin gehören unter andern: die Rhabarber, die Kamille, die Schafgarbe, der Kampher, das Manna, die Chinarinde. Von Mineralien werden auch viele zur Arzenei genommen, z. B. Glaubersalz, Schwefel, Quecksilber, Eisen, u. a. m.

3.

Das Gegentheil von groß nennen wir klein.
— — von lang — kurz.
— — von hoch — niedrig.
— — von stark — schwach.

Wie heißt nun wohl das Gegentheil von schwarz? von langsam? von gerade? von trocken? von schön? von süß? von hart? von schwer? von hell? von klug? von faul? von weit? von kalt? von gut? von gehorsam? von reinlich? von rund? von rauh? von durchsichtig? von dick? von schlafen? von leben? von gesund? von Tag? von Sommer? von früh? von traurig?

Kurze Lehren und Sittensprüche.
Theils zur Übung im Buchstabiren, Theils zum Auswendiglernen.

Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses.

Ehre Vater und Mutter, und sei ihnen ohne Widerrede gehorsam.

Nimm vor Fallen dich in Acht, lauf und springe mit Bedacht.

Es ist besser, allein sein, als in schlechter Gesellschaft. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten.

Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch.

Du sollst nicht schelten, stoßen, schlagen, und, schilt man dich, es still ertragen.

Ein frohes Herz, gesundes Blut, ist besser, als viel Geld und Gut.

Laß dich die Weisheit ziehen von Jugend auf, so wird ein weiser Mann aus dir.

Kein Tag des Lebens geh vorbei, daß ich nicht klüger, besser sei.

Seid nicht träge das zu thun, was ihr thun sollt.

Gehorchet euren Lehrern, und folget ihnen.

Seid dankbar für empfangene Wohlthaten.

Was du heute thun kannst, verschiebe nicht bis morgen.

Artigkeit sei meine Freude; sie schmückt mehr als Gold und Seide.

Lieb' und Dankbarkeit gefällt; Undank haßt die ganze Welt.

Nütze jeden deiner Tage; Trägheit wird dir selbst zur Plage.

Du sollst mit Feuer und Gewehren nicht spielen, Menschen nicht versehren.

Du sollst nicht naschen oder stehlen, und, was du findest, nicht verhehlen.

Ohne sanfte gute Sitten ist man nirgends wohl gelitten.

Lerne Ordnung, liebe sie; Ordnung spart dir Zeit und Müh.

Quäle nie ein Thier zum Scherz; denn es fühlt, wie du, den Schmerz.

Schamhaft, fromm, bescheiden sein, das steht allen Menschen fein.

Gute Sprüche, weise Lehren muß man üben, nicht bloß hören.

Wer das Geborgte und Gefundene nicht wieder giebt, der ist ein Dieb.

Ein gutes Kind liebt und ehret seine Eltern, und wird von ihnen wieder geliebt.

Ein ungehorsames Kind betrübt seine Eltern, und wird von allen guten Menschen verachtet.

Zu viel essen ist ungesund, und schädlich ist es, kalt zu trinken, wenn man sich erhitzt hat.

Rede die Wahrheit, und schäme dich nicht zu bekennen, wo du gefehlt hast.

Befleißige, mein Kind, dich stets der Reinlichkeit. Rein sei Gesicht und Hand, und rein sei Wäsch' und Kleid.

Wer gern lernt, wird vernünftig, gut, weise und glücklich werden.

Schlage nicht wieder, wenn dich Andre schlagen; klage es deinen Eltern, oder zeige es dem Lehrer an.

Fordere nichts mit Ungestüm. Bitte höflich, so ist man geneigter, dir zu geben.

Sei fröhlich, aber dabei auch artig und ordentlich.

Du sollst nicht naschen, oder einem etwas wegnehmen, auch Niemanden betriegen.

Zanke nicht, und vergilt nicht Böses mit Bösem.

Glücklich ist der, welchen die Fehler Andrer klug machen.

Mäßigkeit bewahrt vor Krankheit, und Gesundheit ist ein großer Schatz.

Wer einmal gelogen hat, dem glaubt man selten wieder.

Richte dich nicht nach den Meisten, sondern nach den Besten.

Den Menschen schänden grobe Sitten; nur Höflichkeit ist wohlgelitten.

Ein Kind, das nicht auf Rath und gute Worte hört, ist harter Strafe werth.

Es sei dir Eigensinn von Herzen sehr verhaßt; durch ihn wirst du dir selbst und Andern auch zur Last.

Ist es dir angenehm, wenn dich die Eltern lieben, so mußt du sie auch nie mit einer That betrüben.

Wo du gefehlet hast, gestehe deine Schuld, folg ohne Eigensinn, und leide mit Geduld.

Wer Andere beleidigt, oder gar schlägt, der wird wieder beleidigt und geschlagen werden.

Wenn mein Lehrer redet, so will ich aufmerksam zuhören, und mir merken, was er sagt.

Nichts wissen ist einem Kinde keine Schande; aber nichts lernen wollen, das ist ihm Schande.

Mache dich beliebt; thue Allen, was erlaubt ist, zu gefallen.

In Gegenwart älterer Leute schweige, bis du

gefragt wirst, und rede nicht mit ein, wenn jene mit einander sprechen.

Wer Andere schimpft, der beschimpft sich selbst; denn nur rohe Leute haben am Schimpfen ihren Gefallen.

Ich will keinen Menschen beleidigen; denn jeder will gern vergnügt leben, so gut wie ich.

Wer nicht früh anfängt arbeitsam zu werden, der gewöhnt sich zur Faulheit, und läßt nachher nicht leicht davon.

Sei dankbar lebenslang dem, der dir Guts gethan; zeig' ihm Erkenntlichkeit, sieh ihn mit Achtung an.

Wenn Kinder dem Gesinde gebieterisch befehlen wollen, so lacht man billig über sie.

Anhaltender Fleiß überwindet alle Schwierigkeiten.

Geh' niemals müßig, so hast du niemals lange Weile. Lange Weile macht Verdruß.

Höflichkeit kostet nicht viel; aber man richtet große Dinge damit aus.

Wer Andern eine Grube gräbt, der fällt leicht selbst hinein.

Bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Böses thun.

Fragen zur Beantwortung.

Was muß man haben, um eine verschloßne Thür aufzumachen, ohne daß man sie beschädigt? — um sein eigenes Gesicht sehen zu können? — um die Haut von Schmuß zu reinigen? — um das verwirrte Haar in Ordnung zu bringen? — um sich vom Kopf bis zu Fuß vollständig zu kleiden? — um Staub von den Kleidern zu kehren? — um die Schuhe an den Füßen zu befestigen? — um unter freiem Himmel nicht naß zu werden, wann es regnet? — um von einem Orte zum andern zu kommen, ohne die Füße gebrauchen zu dürfen? — um etwas Entferntes zu erkennen, was man mit bloßen Augen nicht sehen kann? — um einen Vogel in der Luft zu tödten? — um eine Kugel aus dem Schießgewehr abzuschießen? — um Bäume zu fällen? — um Breter aus einem Baume zu schneiden? — um rauhe Breter glatt zu machen? — um die Breter auf einem Fußboden zu befestigen? — um weißes Holz zu bemalen? — um Feuer anzuzünden? — um Fleisch zu kochen? — um Brot zu backen? — um Bier zu brauen? — um Fische zu fangen? — um aus Getreide Mehl zu erhalten? — um ein Haus zu bauen? — um dem Tageslichte Eingang in dasselbe zu verschaffen, ohne daß Wind und

Regen mit eindringen? — um die Zimmer verschließen zu können? — um bequem zu sitzen? — zu liegen und zu schlafen? — um im Winter nicht zu frieren? — um sich alles, was man braucht, zu kaufen? —

Was muß man thun, wenn man hungrig und durstig ist? — wenn man sich beschmutzt hat? — wenn man etwas lernen will? — Was muß ein Kind thun, um von seinen Eltern zu bekommen, was es zu haben wünscht? — um nicht gestraft zu werden? — um unter andern Kindern gern gelitten zu seyn?

Ist das alles, was jetzt folgt, richtig und wahr?

Der Geschmack vom Honig ist süß; vom Essig, sauer; vom reinen Wasser, salzig; vom unreifen Obst, herbe.

Einen angenehmen Geruch haben die Rosen, die Nelken, die Tulpen, der Jasmin, der Rosmarin, der Knoblauch.

Das Schaf blökt, das Pferd grunzt, das Schwein wiehert, die Ziege meckert, der Ochse brüllt, die Katze heult, der Hund bellt.

Der Hahn krähet, das Küchlein pipet, die Ente schnattert, die Krähe krächzet, der Sperling singt, die Nachtigall zwitschert, der Frosch quakt, die Biene summt.

Der Hund ist wachsam, der Fuchs listig,

der Hase herzhaft, das Schwein reinlich, die Katze näschig, die Gans klug, das Pferd gelehrig.

Im Frühling schlagen die Bäume aus und blühen; im Sommer tragen sie Früchte; im Herbst sind die meisten Früchte reif, und die Blätter werden gelb; gegen den Winter fallen die Blätter ab, und dann kommen die Schwalben zu uns.

Des Morgens geht die Sonne auf, am Mittage steht sie über uns, des Abends geht sie unter; des Nachts scheint der Mond, und die Sterne blinken. (Sehen wir letztere immer?)

Im Winter sind die Nächte kurz, und die Tage lang; im Sommer ist es umgekehrt.

Eine Woche hat sieben Tage, ein Monat vier Wochen, ein Jahr zwölf Monat; also dauert eine Woche länger als ein Monat.

In der Nacht schlafen alle Menschen und Thiere (?); denn des Nachts kann niemand sehen (?).

Der Vorsichtige fällt nicht leicht. Der Einfältige läßt sich nicht leicht betriegen.

Ein scharfes Messer schneidet gut. Die Gabel muß spitz, und der Löffel platt seyn.

Ein Pfund Blei ist schwerer, als ein Pfund Federn (?).

Der Wind sauset, das Wasser rauschet, der Blitz leuchtet, der Donner rollt und prasselt, der Regen plätschert und macht naß, die Sonne trocknet und wärmt.

Man sagt: der grüne Baum, das rothe Dach, die weiße Wand, der starke Mann, das schwache Kind.

Nun nenne mir die schicklichen Wörter zu: Spiegel, Tinte, Milch, Thurm, Bett, Holz, Leder, Eisen, Gold, Stein, Blume, Käse, Brot, Schlange, Kröte, Tuch, Hut, Teller, Fenster, Thür, Ofen, Uhr, Esel, Maus, Affe, Zucker, Öl, Branntwein, Wachs, Silber, Leinwand, Auge, Lippe, Haut.

Gewisse Dinge nennt man: frisch, trocken, weich, hart, rund, hell, durchsichtig, schief, gerade, rauh, glatt, blank, stumpf, kalt, warm, sauer, bitter, gesund, ungesund, grob, fein, hoch, niedrig, alt, neu, geflickt, bemalt, dick, dünn, dicht, locker, lang, kurz, schön, häßlich, breit, schmal. — Suche bei jedem dieser Wörter den Namen eines dazu passenden Dinges.

Auch sage den Gebrauch der Wörter: bersten, verstümmeln, zittern, schleppen, pochen, duften, kleben, ächzen, klingen, hämmern, stäuben, rütteln, anheften, glühen, erquicken, düngen, blättern, horchen, schnarchen, schlürfen mengen, lüften, quetschen, platzen, miethen, gähnen, funkeln, beben, dehnen, entzweien, erweichen, einfädeln, tändeln, bröckeln, picken, bohren, glitschen, erstarren, flimmern, blinzeln, besichtigen, lispeln, mäkeln.

Vergleichung und Unterscheidung einiger Dinge.

Ein Hund hat vier Beine und ein Schaf auch.

Welches Thier ist dem Menschen darin ähnlich, daß es auf zwei Beinen geht?

Welches Thier hat die meiste Ähnlichkeit mit einem Pferde? mit einem Hasen? (das Kaninchen) mit einem Hirsch? mit einem Hunde? (der Wolf) mit einer Schlange? mit einer Gans?

Man kann auch vergleichen: einen Baum und ein Thier (sie wachsen beide); einen Tisch und einen Schrank (sie sind von Holz); ein Faß und einen Sack (man kann etwas hineinschütten und darin aufbewahren); eine Henne und einen Frosch (sie legen Eier); eine Nuß und ein Buch (von beiden achtet man die Schale am wenigsten); eine Rose und rothe Wangen (Backen); eine Thür und ein Fenster; ein Haus und einen Bienenstock; einen Degen und ein Messer.

Alle diese Dinge kann man wieder unterscheiden, wenn man sieht, worin sie einander nicht ähnlich sind. Der Hund z. B. ist mit Haaren, das Schaf aber mit Wolle bedeckt; der Esel hat längere Ohren als das Pferd; der Schwan einen längern Hals als die Gans, u. s. w.

Kleine Erzählungen zur ersten Übung im Lesen.

1.

Wer am geschwindesten läuft, kommt nicht immer am ersten zum Ziele. Wie so? — Das lehren uns zwei Knaben, welche nach einem Apfel um die Wette liefen. „Ich bekomme ihn gewiß," sagte der wilde Franz zu seinem jüngern Bruder Heinrich; „denn ich laufe geschwinder, als du." Er war auch bald vor seinem Bruder voraus; da er aber vor Begierde nicht sah, was im Wege lag, so fiel er über einen Stein zur Erde, und zwar so hart, daß er nicht gleich wieder aufstehen konnte. Der vorsichtige Heinrich bekam also den Apfel.

2.

Fast eben so ging es einem Fuhrmanne. Er wollte gern noch vor Abends in eine gewisse Stadt, und trieb deswegen seine Pferde übermäßig zum Laufen an, obgleich der Weg steinig und uneben war. Einige Stunden vor der Stadt begegnete ihm ein Mann. Den fragte er, ob er wohl noch vor Abends zur Stadt kommen könnte? — Wenn Ihr langsamer fahrt, antwortete der Andre. — Der Mensch

ist nicht klug, dachte der Fuhrmann, und jagte nur desto schneller. Auf einmal brach ihm ein Rad, und er mußte mit seinem Wagen Halt machen. Gegen Abend kam der Andere zurück, und sah, daß der Fuhrmann sich vergebens bemühete, das Rad wieder zusammen zu flicken. Sagte ich es Euch nicht, sprach er, daß Ihr langsamer fahren müßtet, wenn Ihr noch zur Stadt kommen wolltet? —

3.

Ein Knabe hörte, daß einer seiner Spielkameraden aus Unvorsichtigkeit in das Wasser gefallen und ertrunken war. Dies machte ihn bange, es möchte ihm auch einmal so gehen; er sagte daher: ich will mich schon vor dem Wasser hüten, bis ich erst schwimmen gelernt habe; dann kann ich nicht ertrinken, wenn ich auch hinein falle. — War das klug gesprochen?

4.

Ein Reiter verlor einst das Leben, weil er einen kleinen Nagel nicht achtete.

Er wollte eine weite Reise machen. Als er nachsah, ob an seinem Pferde auch alles in gehörigem Stande wäre, fand er, daß ein Nagel im Hufeisen fehlte. Dies hielt er für

eine

eine Kleinigkeit, und bekümmerte sich nicht weiter darum. Unterweges gingen aber eben deswegen noch einige Nägel los; dadurch ward das ganze Hufeisen locker, und fiel endlich ab. Der nun entblößte Huf wurde auf dem holperigen Wege stark beschädigt, und das Pferd fing an zu hinken. Nun gerieth der Reiter im Finstern unvermuthet in einen tiefen Morast. Das Pferd würde sich wohl noch haben heraus arbeiten können, wenn es nicht lahm gewesen wäre. So aber blieben sie beide stecken, und kamen um, weil weit und breit Niemand war, der ihnen helfen konnte.

5.

Drei Räuber fielen in einem Walde einen reisenden Kaufmann an, der eine Menge Geld bei sich hatte, und plünderten ihn rein aus. Dann theilten sie die Beute unter sich, so daß einer so viel bekam, wie der andere. Nun wünschten sie, aus der nächsten Stadt Eßwaaren zu haben, und looseten, wer hingehen und sie holen sollte. Das Loos traf den jüngsten, der auch sogleich fortging. Auf dem Wege dachte er bei sich selbst: du hast nur den dritten Theil von der Beute bekommen; es wäre doch viel besser, wenn du auch die beiden andern Theile hättest! Doch die kannst du dir ja leicht verschaffen; du darfst nur die Speisen, die du deinen Kameraden bringst, vergiften, und selbst nicht davon essen.

Während der Zeit hatten die beiden im Walde ebenfalls beschlossen, den dritten bei seiner Rückkehr aus der Stadt umzubringen. Einer sagte zu dem andern: Wir sind unser zwei, und werden ihn ohne Mühe überwältigen können; dann theilen wir seinen Antheil unter uns. Als nun Jener mit den vergifteten Speisen zurückkam, fielen die beiden Andern über ihn her, und erschlugen ihn. Dann setzten sie sich ruhig hin und aßen; aber in einer halben Stunde waren sie todt.

6.

Ein gewisser Pachter, dem eine ansehnliche Summe Geldes gestohlen worden war, und der nicht wußte, wie er den Dieb entdekken sollte, erreichte seinen Zweck durch folgenden glücklichen Einfall. Die Umstände machten es ihm höchst wahrscheinlich, daß es ein Hausdieb gewesen war, und deswegen ließ er eines Abends alle seine Leute in einem Zimmer zusammen kommen, sagte ihnen, daß er wegen des Diebstahls Verdacht auf einen von ihnen habe, und daß er jetzt bald erfahren wolle, wer der Dieb sei. Er vertheilte darauf Strohhalme von gleicher Länge unter sie, wobei er verschiedene unverständliche Worte hermurmelte. Dann sagte er: nun halte ein Jeder seinen Halm fest in der Hand; ich will auf ein paar Minuten in

das Nebenzimmer gehen, und wann ich zurück komme, so werden wir finden, daß der Halm in der Hand des Diebes um einen Zoll gewachsen sein wird. Hiermit nahm er das Licht, ging in das Nebenzimmer, und ließ die Leute etliche Minuten im Finstern stehen. Als er zurückkam, und die Halme gegen einander hielt, war der Halm des Großknechts um einen Zoll kürzer, als die übrigen. Diesem hatte nämlich sein böses Gewissen gerathen, so viel von dem Halm abzukneipen, als derselbe, seiner Meinung nach, wachsen würde. So wurde der böse Mensch bald überführt, und gestand die That.

7.

Ein Edelmann wollte einem Müller Getreide verkaufen. Als sie beide mit einander sprachen, bemerkte der Müller zwei Ringe mit blitzenden Steinen an der Hand des Edelmanns. „Ei!" sagte er: „das sind schöne Steine. Was bringen Ihnen die denn wohl ein?" — Nichts, antwortete der Edelmann; Nutzen haben sie freilich nicht. — „Nun," erwiederte der Müller, „so habe ich doch ein Paar bessere Steine. Mit meinen Mühlsteinen verdiene ich jährlich einige hundert Thaler."

8.

Ein Blinder hatte einmal hundert Thaler in einem Winkel seines Gartens vergraben. Sein Nachbar, welcher es bemerkte, grub sie in einer finstern Nacht aus, und nahm sie weg. In einigen Tagen suchte der Blinde wieder nach, ob sein Geld auch noch da wäre; aber er fand es nicht. Er hatte gleich Verdacht auf seinen Nachbar; nur wußte er nicht, wie er das Geld von demselben wieder bekommen sollte. Endlich ersann er folgende List. Er ließ sich zu dem Nachbar führen, und sagte: Hört, Nachbar, ich wollte Euch wohl um einen guten Rath bitten. Ich habe zweihundert Thaler. Die eine Hälfte davon ist schon an einem sichern Orte verborgen; und nun möchte ich gern wissen, ob ich auch die andere Hälfte eben da, oder an einem andern Orte, vergraben soll. — „Eben da," sagte der Nachbar, „wenn sonst der Ort sicher ist." Nun trug dieser die gestohlnen hundert Thaler geschwind wieder an ihren Ort, weil er hoffte, daß er bald zweihundert da finden würde. Der Blinde freute sich nicht wenig, als er sein Geld wieder fand; er nahm es mit sich, rief den Nachbar, und sagte zu ihm: Hört! diesmal hat der Blinde besser gesehen, als einer, der zwei Augen hat.

Erzählungen und Aufsätze für Kinder, welche im Lesen schon etwas geübt sind.

Allerlei Merkwürdiges von Thieren.

1.

In einem Hofe lag ein Baum, den die Brunnenmacher zu einer Pumpe ausgehöhlt hatten. Darin hielten sich öfters Katzen auf. Zwei Hunde auf eben dem Hofe waren abgesagte Feinde der Katzen. Sie hatten gemerkt, daß diese sich öfters in dem ausgehöhlten Baum versteckten, nun stellten sie sich vor die eine Öffnung, und bellten so stark und so lange, bis die Katze, die darin war, zu der andern hinauslief. Aber, da entwischte ihnen das Thier immer; und sie hätten es doch gern beißen mögen. Als das einige Male so gegangen war, fingen sie ihre Jagd klüger an. Der eine Hund merkte wieder eine Katze in der Röhre. Nun schlich er leise zu dem andern, der in einem Winkel des Hofes schlief, und stieß ihn an die Schnauze, daß er aufwachte. Beide liefen dann ganz still zu der Röhre hin. Der eine stellte sich an die hintere Öffnung, aber von der Seite, daß die Katze ihn nicht eher sehen konnte, als bis sie ganz heraus wäre: und da rückte und rührte er sich nicht. Der andre trat gerade vor die vordere Öffnung, und bellte wieder, was er nur konnte.

Die arme Katze erschrak, und wollte zu jenem Ende hinaus; aber da lauerte der andre Hund von der Seite, und packte sie. So machten es die beiden Hunde in der Folge noch öfter, und fingen die Katzen jedesmal.

2.

Arme blinde Leute richten sich zuweilen einen Hund ab, den sie anstatt eines Führers gebrauchen. Einmal hatte ein Blinder in einer großen Stadt einen solchen Hund, der ihn sicher durch alle Straßen brachte, und wenn sie auch wer weiß wie sehr voll Menschen waren. Der Hund kannte nicht nur die Straßen, sondern auch die Häuser, wo sein Herr gewöhnlich eine Gabe bekam, und blieb vor keinem andern, als vor diesen, stehen. Vor einem solchen Hause legte er sich nieder, und wartete, bis die Leute darin dem Blinden ihr Almosen gegeben hatten; dann aber sprang er den Augenblick ohne Geheiß auf, und ging weiter. Warf jemand ein Stück Geld zum Fenster hinaus an die Erde, so hob der Hund es mit dem Maule auf, und legte es seinem Herrn in den Hut. Selbst Brot und Eßwaaren gab er ihm ehrlich hin, ohne davon zu naschen.

3.

In einer andern Stadt ging ein Pastetenhändler alle Morgen durch die Straßen, und

bot seine Pasteten zum Verkauf an. Er klingelte von Zeit zu Zeit mit einer kleinen Glocke, damit die Liebhaber seiner Waare wissen sollten, daß er da wäre. Einmal lief ihm ein artiges Hündchen nach, das vermuthlich der Geruch der frischen Pasteten angelockt hatte, und schmeichelte ihm so lange, bis der Mann zum Spaß ihm eine hinwarf. Den andern Morgen kam der Hund, als der Mann klingelte, wieder, und es schien, als ob er auch heute einen so leckern Bissen erwartete, wie gestern. Allein der Mann hielt ihm ein kleines Stück Geld hin, und gab ihm, so gut er konnte, durch Zeichen zu verstehen, daß er so etwas bringen müsse, wenn er eine Pastete haben wolle. Zugleich wies er auf den Herrn des Hundes, der eben in der Thüre stand. Der Hund lief eilig zu seinem Herrn, liebkosete ihm, leckte ihm die Hand, und gab sein Anliegen durch demüthige Geberden zu erkennen. Der Herr steckte ihm endlich einen Dreier ins Maul. Kaum hatte der Hund das Geld, so lief er spornstreichs zu dem Pastetenhändler, legte es diesem in die Hand, und bekam nun eine Pastete. Er merkte sich das. Jeden Morgen, wenn der Mann auf der Straße klingelte, lief er zu seinem Herrn, und liebkosete ihm so lange, bis er einen Dreier bekam, für den er sich dann sein Pastetchen holte.

4.

In England giebt es böse Menschen, welche die Kunst zu stehlen so weit treiben, daß sie sogar Hunde dazu abrichten. Einmal erhielt ein Kaufmann einen solchen Hund, ohne von dessen Geschicklichkeit etwas zu wissen. Als der Hund eine Zeitlang in dem Hause seines neuen Herrn gewesen war, und sich an ihn gewöhnt hatte, kam er eines Tages eilfertig in die Schreibstube gelaufen, wo der Kaufmann saß, und legte ihm die Vorderbeine auf den Schooß. Der Kaufmann bemerkte, daß er ein Päckchen in der Schnauze hielt, nahm es ihm ab, und fand, daß es eine Rolle Geld war. Er konnte nicht begreifen, wie der Hund dazu gekommen wäre; indeß behielt er die Rolle, schrieb den Tag darauf, an welchem der Hund sie gebracht hatte, und legte sie bei Seite. In der Folge machte der Hund es noch verschiedene Male eben so, und sein Herr hob das Geld mit derselben Vorsichtigkeit auf. Endlich fiel diesem ein, der Hund müsse das Geld bei einem seiner Freunde stehlen, der ebenfalls ein Kaufmann war, und den er öfters besuchte, wobei er den Hund immer mitnahm. Ehe er noch wieder zu seinem Freunde gehen, und ihm seinen Argwohn sagen konnte, kam dieser selbst zu ihm, und erzählte: er würde seit einiger Zeit öfters bestohlen, und wüßte nicht, wie es zuginge, da sein Geldkasten unbeschädigt bliebe, und außer ihm niemand in das Zimmer käme. Der einzige, den er in Verdacht haben

könnte, wäre der Hund, der sich öfters in seinem Hause aufhielte; aber es schiene ihm unglaublich, daß ein Hund Geld wegnehmen sollte. — „Nun, nun!“ sagte der Andere; „man kann nicht wissen! Mancher Hund ist sehr geschickt. Geben Sie doch einmal genauer Acht, wenn mein Hund wieder zu Ihnen kommt.“ Weiter sagte er zu seinem Freunde jetzt nichts.

Der Hund fand sich bald wieder bei dem andern Kaufmanne ein, wartete vor der Thüre der Schreibstube, bis sie aufging, und legte sich dann, wie gewöhnlich, unter den Ofen. Der Kaufmann öffnete bald nachher seinen Geldkasten, nahm einige Rollen Geld heraus, und legte sie auf einen Tisch. Dann setzte er sich wieder an sein Schreibepult, und arbeitete, doch so, daß er sehen konnte, was der Hund vornahm. Dieser lag noch eine Weile ruhig unter dem Ofen; dann aber schlich er leise nach dem Tische hin, nahm eine Rolle weg, und legte sich still auf seinen vorigen Platz. Der Mann stellte sich, als hätte er nichts gemerkt; er packte die übrigen Rollen wieder in den Kasten, und verschloß ihn. Nicht lange nachher kam der Hund unter dem Ofen hervor, ging an die Stubenthür, und gab durch Bellen und Kratzen zu verstehen, daß er hinaus wolle. So wie nur die Thür aufgemacht war, lief er nach Hause, und brachte die Rolle Geld seinem Herrn. Als die beiden Freunde nun einander wieder sprachen, wurde die Diebe-

rei sogleich entdeckt, und der Bestohlne bekam alles Geld, das der Hund ihm nach und nach weggenommen hatte, richtig wieder.

5.

Ein gewisser Herr hatte einen geschickten Kutscher, welcher aber dem Trunke sehr ergeben war, und auch einen Hund, der sich gewöhnlich neben den Kutscher mit auf den Bock setzte. Dieser Hund merkte es immer, wenn der Kutscher sich betrunken hatte. Dann bellte er während des Fahrens unaufhörlich, als ob er die Fußgänger warnen wollte, sich in Acht zu nehmen, weil der Kutscher seiner Sinne nicht mächtig wäre. Dies that er jedesmal, wann der Kutscher einen Rausch hatte, aber nie, wenn der Mann nüchtern war. Der Herr merkte bald, was das Bellen bedeutete. Bisweilen hatte er schon anspannen lassen, um auszufahren; aber wenn er das Bellen hörte, so blieb er zu Hause, weil er nun wußte, daß er sich dem Kutscher nicht sicher anvertrauen konnte.

6.

Zwei Freunde ritten zusammen aus. Der eine hatte seinen Hund bei sich, und wettete mit dem andern, daß der Hund eine Silbermünze aufsuchen und wiederbringen würde, die er unbemerkt irgendwo hin legte. Das that er, und nun ritten sie weiter. Nach

einiger Zeit winkte der Herr seinem Hunde, daß er das Verlorne suchen sollte. Der Hund verstand den Wink, und machte sich sogleich auf. Die beiden Freunde setzten nun ihren Weg fort. Endlich kehrten sie nach Hause zurück, und der Hund blieb zur großen Verwunderung seines Eigenthümers aus. Doch den folgenden Tag kam er in vollem Laufen, und brachte seinem Herrn ein Paar Beinkleider. In den Taschen dieser Beinkleider war eine Uhr und Geld, und darunter auch die Silbermünze von gestern. Der Mann ließ nun in den Zeitungen bekannt machen, daß sein Hund ihm Beinkleider gebracht habe, und forderte den Eigenthümer auf, sich zu melden und sie abzuholen. Sie gehörten einem Pachter. Dieser Mann kam an dem Orte vorbei, wo das Geldstück lag; er sah es, steckte es zu sich, und ging dann weiter. Der Hund konnte nun das Geld freilich nicht mehr an der Stelle finden, wo sein Geruch ihn es suchen hieß. Aber nun verfolgte er die Spur des Pachters, fand den Mann, liebkosete ihm, und begleitete ihn bis in sein Nachtquartier. Der Pachter freuete sich, daß der Hund freundlich gegen ihn war, und behielt ihn die Nacht in seinem Zimmer. So bekam der Hund Gelegenheit, die Beinkleider zu erhaschen und mit ihnen davon zu laufen.

7.

Ein Kaufmann machte einmal eine Reise zu Pferde, und sein Pudel lief neben ihm her. Er wollte eine beträchtliche Summe Geld einfordern; die bekam er auch, und ritt nun vergnügt nach Hause. Unterweges fiel sein Felleisen, worin er das Geld hatte, vom Pferde, ohne daß er es merkte. Sein Pudel sah es. Da das Felleisen zu schwer war, als daß er es hätte mit fortschleppen können, so lief er seinem Herrn nach, sprang an das Pferd hinauf, und bellte so stark und anhaltend, daß der Kaufmann nicht wußte, was er davon denken sollte. Er befahl ihm, zu schweigen; aber der Hund fuhr fort zu bellen, zu heulen und an das Pferd hinauf zu springen, als ob er seinen Herrn herunter reißen wollte. Dieser gab ihm endlich einen Schlag mit der Peitsche; nun bellte der Hund das Pferd an, und biß es, um es zum Stehen zu bringen. Der Kaufmann glaubte, der Hund wäre wüthend geworden. Er war dem Thiere gut, und es schmerzte ihn daher, daß er sich genöthigt sah, es zu tödten. Lange suchte er, es durch Zureden zu besänftigen; da aber nichts helfen wollte, so ergriff er eine Pistole, zielte, und drückte mit weggewendetem Gesichte los. Der gute Pudel stürzte, kam aber wieder zu sich selbst, und kroch ängstlich winselnd zu seinem Herrn. Diesen schmerzte der Anblick; er gab dem Pferde die Sporn, und jagte davon. Bald

nachher sah er einmal zurück, ob das arme Thier noch lebte; aber indem er sich auf dem Pferde umwendete, bemerkte er, daß er sein Felleisen verloren hatte. Nun fiel ihm den Augenblick ein, daß der Pudel sich wegen des Felleisens so sonderbar betragen haben könnte. Er war betrübter über den Tod seines guten treuen Hundes, als über den Verlust des Geldes. In vollem Galopp ritt er nach der Stelle zurück, wo er den Hund erschossen hatte. Er fand ihn da nicht mehr; als er aber der blutigen Spur folgte, sah er das arme Thier bei dem Felleisen liegen, wohin es bei seinen großen Schmerzen gekrochen war. Der Kaufmann sprang vom Pferde, um zu sehen, ob sein Hund noch gerettet werden könnte; aber — das gute Thier leckte freundlich seine Hand, und starb.

8.

Ein Jäger ging einmal im Winter mit seinem Hunde auf die Jagd. Er mußte über einen zugefrornen Strohm. Als er mitten darauf war, brach das Eis, und er fiel ins Wasser. Zum Glück hatte er seine Flinte quer vor den Leib gehalten; da diese über der Öffnung lag, und an beiden Seiten auf dem Eise ruhete, so konnte er sich eine Zeitlang halten. Aus dem Wasser zu kommen, versuchte er aber nicht einmal: er befürchtete, bei der geringsten Bewegung, die er machte, würde das Eis weiter

einbrechen; und dann wäre er ohne Rettung verloren gewesen. Der Hund gab sich viel Mühe, als er die Noth seines Herrn sah, um ihn zu retten; aber vergebens. Endlich lief er spornstreichs nach dem nächsten Dorfe, machte allen Leuten, die ihm begegneten, vielerlei Liebkosungen, und schien ihnen etwas sagen zu wollen. Da sie ihn nicht verstanden, so faßte er sie beim Rocke, und zog sie nach der Gegend hin, wo sein Herr war. Einige gingen zuletzt mit, um doch zu sehen, was der Hund mit seiner Geschäftigkeit haben wollte. So wie sie nun zu dem Strohme kamen, sahen sie den Jäger, und retteten ihn.

8.

Ein Officier, der einen großen englischen Hund hatte, mußte mit zu Felde gehen, weil Krieg geworden war, und ließ seinen Hund zu Hause, da er ihn im Felde nicht gut bei sich haben konnte. So lange er abwesend war, zeigte das Thier beständig eine gewisse Schwermuth und Niedergeschlagenheit, als sehnte es sich nach seinem Herrn, der es sehr gut gehalten hatte. Endlich, nach einigen Jahren, kam der Officier wieder zurück. Der Hund lag gerade vor der Thür des Zimmers, worin sein Herr sich sonst immer aufgehalten hatte, und in welches er auch jetzt sogleich ging. Das gute Thier blickte, als sein Herr sich so unerwartet

wieder sehen ließ, betroffen auf, sprang dann schnell mit lautem Geschrei an ihn hinan, leckte ihm Gesicht und Hände, und fiel in dem Augenblicke todt zu seinen Füßen nieder.

9.

Eines Abends ging ein Mann ganz allein vor dem Thore spazieren, und sein Hund lief mit. Er nahm seinen Weg dicht an dem Stadtgraben, trat einmal fehl, stürzte hinein, und fiel unglücklicher Weise mit dem Kopfe so hart gegen die Mauer, daß er auf der Stelle todt liegen blieb Den andern Morgen wurde der Mann zu Hause vermißt. Man suchte ihn überall; und endlich, als man dem Gewinsel der Hundes nachging, fand man ihn im Graben. Er wurde herausgezogen und nach Hause gebracht. Der Hund lief traurig neben her, legte sich dann zu den Füßen seines todten Herrn nieder, und wich weder Tag noch Nacht von ihm. Als man die Leiche begrub, begleitete er sie, und ließ sich nur mit Mühe wieder nach Hause führen. Von der Zeit an genoß er nichts mehr, und nach einigen Tagen wurde er sterbend auf dem Grabe seines Herrn gefunden.

10.

Ein großer Hund hatte in der Nachbarschaft einen Liebling, einen kleinen Hund, mit

dem er gern spielte, und den er deshalb öfters aufsuchte. Der Herr des kleinen konnte aber den großen nicht leiden; er befahl daher einmal, man sollte diesen nicht in dem Hause dulden, und die Thür sorgfältig verschlossen halten. Der Hund fand sich am folgenden Tage wieder vor dem Hause ein, und wartete lange vergebens, daß man ihn einlassen sollte. Endlich kam ein Fremder, und zog an der Klingel. Nun öffnete jemand im Hause die Thür, und ließ den Fremden ein; den Hund aber, der mit hinein wollte, stieß er zurück, und schlug die Thür wieder zu. Ein Weilchen stand der Hund still, als ob er sich besönne; dann aber stellte er sich auf die Hinterbeine, packte den Glockendrath mit den Zähnen, und fing an aus vollen Kräften zu läuten. Der Herr des Hauses wunderte sich, daß das Klingeln gar nicht aufhören wollte. Er sah zum Fenster hinaus, und lachte nun herzlich über die Klugheit des Hundes. Von jetzt an erlaubte der Herr ihm auch, seinen kleinen Freund ungehindert wieder zu besuchen.

11.

In einer großen Hauptstadt wurde einmal auf einem öffentlichen Platze eine Feierlichkeit veranstaltet, wozu sich viele Zuschauer einfanden. Die Eingänge waren mit Schildwachen besetzt, um Unordnungen zu verhüten, und man hatte den Befehl gegeben, daß kein Hund auf

den

den Platz gelassen werden sollte. Unter vielen Andern, welche die Feierlichkeit herbeilockte, war auch ein Pachter, der mit seinem Hunde an den Eingang kam. Die Schildwache sagte ihm: er müßte den Hund zurücklassen, wenn er auf den Platz wollte. Der Pachter gab also der Schildwache seinen Hund in Verwahrung, und versprach ihr dafür ein Trinkgeld. Als er genug gesehen hatte, ging er wieder zu der Schildwache, um seinen Hund abzuholen. Jetzt bemerkte er aber, daß man in dem Gedränge seine Uhr gestohlen hatte. Dies klagte er der Schildwache, und setzte hinzu: er wollte den Dieb bald ausfindig machen, wenn er nur seinen Hund unter die Zuschauer schicken dürfte. Die Schildwache erlaubte es, um dem Manne wieder zu seiner Uhr zu verhelfen. Der Pachter gab nun seinem Hunde zu verstehen, was er thun sollte, und ließ ihn dann auf den Platz laufen. Nicht lange, so kam der Hund wieder zu seinem Herrn, zog ihn beim Rocke, lief dann vorwärts mitten durch die vielen Menschen, und blieb endlich vor einem wohlgekleideten Manne stehen. Von diesem war er nicht wegzubringen, weder durch Lokken, noch durch Drohungen, noch durch Stöße und Schläge. Dies machte die Umherstehenden aufmerksam. Sie erkundigten sich bei dem Pachter, und der sagte ihnen nun: meine Uhr ist mir gestohlen; und hier muß sie sein: denn mein Hund hat eine außerordentliche Spürkraft. Der

wohlgekleidete Mann wurde sogleich in Verhaft genommen, und vor den Richter gebracht, wohin der Pachter und sein Hund ihm folgten. Als man die Taschen des Diebes durchsuchte, fand man acht Uhren und zwölf Dosen darin. Die Uhren wurden dem Pachter nicht gezeigt, sondern er mußte erst die seinige beschreiben. Als er dies gethan hatte, sagte er: man möchte die Uhren alle zusammen in eine Kammer legen; sein Hund würde die rechte schon herausfinden. Dies geschah; und der Hund brachte die Uhr, welche vollkommen so war, wie der Pachter sie beschrieben hatte.

12.

Ein Musikus besuchte einen Freund, der eben eine Violine auf seinem Tische liegen hatte, und fing an auf dieser Violine zu spielen. Aber ein Hündchen, das in der Stube war, konnte die Musik nicht leiden; es kam, als der Musikus einige Minuten gespielt hatte, unter dem Tische hervor, sprang auf den Stuhl, auf welchem er saß, und zupfte ihn so lange am rechten Arme, bis er die Violine wieder weg legte. Nun sprang das Hündchen sogleich auf den Tisch, packte den Fidelbogen mit dem Maule, und trug ihn unter das Bett, damit der Mann nicht etwa noch einmal anfangen möchte zu spielen.

13.

Die Pudel sind besonders gelehrig und klug; sie lassen sich auch leicht abrichten, ins Wasser zu gehen, und etwas, das man hinein geworfen hat, wieder heraus zu holen. Einen solchen abgerichteten Pudel hatte auch ein Herr, der nicht weit von einem Wasser wohnte. Einmal, als er Mittags verschiedne Fremden zu Tische hatte, kam sein Pudel eilig in das Zimmer gelaufen, stellte sich vor ihn hin, und fing heftig an zu bellen. Der Herr befahl dem Bedienten, er sollte den Hund aus der Stube schaffen; aber dieser fuhr auf den Bedienten los, kehrte dann zu seinem Herrn zurück, bellte unaufhörlich, und zog ihn am Rocke, als ob er ihn vom Stuhle herunterreißen wollte. Man setzte ihm ein Stück Fleisch hin; allein er rührte es nicht an, sondern fuhr fort, seinen Herrn auf eine ungewöhnliche Art zu beunruhigen. Endlich merkte der Herr, daß der Pudel naß war. Nun fiel ihm ein, die Unruhe des Hundes könnte vielleicht eine ganz besondere Ursache haben; er stand daher auf, und nahm seinen Hut. Sobald er dies gethan hatte, ward der Hund ruhig; er lief vor seinem Herrn hin und her, und führte ihn zu der Brücke draußen vor dem Schloßthore. Hier stürzte er sich mit der größten Eile ins Wasser, und schwamm auf einen darin befindlichen Sandberg zu.

Alle Fremden waren nachgegangen, um doch zu sehen, was der Hund haben wollte. Als er sich kaum in das Wasser geworfen hatte, sahen sie nicht weit davon ein kleines Mädchen sitzen. Dies erzählte ihnen weinend: „mein kleiner Bruder ist von der Brücke hinunter gefallen. Der große schwarze Hund lag auf der Brücke, und schlief. Er wachte auf und sprang hinterher. Ach, er hat meinen Bruder todt gebissen, und ihn auf den Sandberg hin geschleppt.“ Das Kind lag wirklich da. Der Pudel leckte es, sah seinen Herrn an, und erwartete, was er thun sollte. Er schien große Lust zu haben, mit dem Kinde ans Land zu schwimmen; sein Herr wollte das aber nicht, weil er dachte, das Kind könnte vielleicht noch leben, und dann von dem Wasser krank werden. Er rief dem Pudel zu: kusch! Sogleich legte das gute Thier sich neben dem Kinde nieder, und fuhr fort, es zu lecken, bis man es mit einem Kahne abholte. Das Kind lebte noch, und war unbeschädigt; der Hund hatte es bloß an den Kleidern gefaßt, und so nach dem Sandberge hin geschleppt.

14.

Ein gewisser Amtmann hatte zwei Jagdhunde. Einer von ihnen kam einmal mit großer Unruhe nach Hause gelaufen, und betrug sich so sonderbar, daß zuletzt sein Herr und auch andre

Leute im Hause mit ihm gingen. Nun lief er nach dem Walle. Da saß der andere Hund in einem Fuchseisen, welches man dort gelegt hatte, um einen Hühnerdieb zu fangen.

15.

Nun hört einmal, lieben Kinder, welches außerordentliche Gedächtniß mancher Hund hat, und wie dankbar er ist. Ein Förster kaufte von einem herumziehenden Italiäner, der jedes zweite oder dritte Jahr in die Gegend zu kommen pflegte, einen Hühnerhund, welcher ungefähr zwei Jahr alt war. Der neue Herr des Hundes bemerkte an ihm eine so große Traurigkeit und Sehnsucht nach seinem vorigen Herrn, daß er besorgte, das Thier würde sterben, besonders, da es durchaus nicht fressen wollte. Endlich gelang es ihm doch mit vieler Mühe, den Hund an sich zu gewöhnen, daß er Essen annahm, und sich abrichten ließ.

Im folgenden Jahre sah der Herr, daß der Hund gerade um eben die Zeit, da er ihn gekauft hatte, einige Wochen hindurch täglich auf einen Hügel lief, der nicht weit von dem Hause lag, und von dem man die Landstraße übersehen konnte. Hier stand er, und schauete nach der Gegend hin, woher der Italiäner, sein voriger Herr, ehemals gekommen war. Bald legte er den Kopf auf die Erde, als ob er nach etwas horchte; bald sprang er wieder in die Höhe,

und bellte. So brachte er den größten Theil des Tages zu; und dies that er nicht allein im ersten Jahre, sondern auch in den beiden folgenden.

Im vierten Jahre fing der Hund um die bestimmte Zeit wieder an, den Hügel zu besuchen. Eines Tages nahm ihn der Förster mit in den Wald, wo der Hund zum Zeitvertreibe Maulwürfe ausgrub und verfolgte. Bei dieser Arbeit lief er oft ziemlich weit weg, ohne daß sein Herr sich darum bekümmerte, weil er wußte, daß der Hund seine Spur Meilenweit finden konnte. Indeß blieb der Hund ihm doch einmal etwas zu lange aus; und nun fing der Mann an ihn zu rufen. Der Hund kam aber nicht, sondern antwortete, so oft sein Herr rief, jedesmal mit einem schrecklichen Geheul und Gewinsel. Der Herr ging endlich dem Geheul nach, und sah nun ein rührendes Schauspiel. Ein alter Mann stand bis unter die Arme in einem Sumpfe; er war schon ganz ermattet, und hatte keine Kräfte mehr, sich zu helfen. In der einen Hand hielt er die Schnur seines Ränzels, welcher am Rande des Sumpfes lag. Der Hund hatte das andere Ende der Schnur gefaßt, und strengte alle seine Kräfte an, dem Manne heraus zu helfen. So oft er müde war, und inne halten mußte, fing er an zu heulen und zu winseln. Als er endlich seinen Herrn kommen sah, stieß er ein lautes Geschrei aus, lief auf ihn zu, faßte ihn beim Rockschooße,

und zog ihn nach dem Sumpfe hin. Sein Herr half dem alten Manne heraus. Nun schien der Hund vor Freude ganz außer sich; er sprang an seinen Herrn hinauf, und machte ihm viele Liebkosungen. Der Förster führte den alten Mann sogleich in seine Wohnung, und fragte ihn, wie er in den Sumpf gerathen wäre, und ob er den Hund kennte. Der alte Mann antwortete: ich bin ein Italiäner, und komme des Handels wegen in diese Gegend. Ehemals that mein Sohn diese Reisen; der ist aber vor Kurzem gestorben, und nun muß ich die ganze Familie ernähren. In der vorigen Nacht wollte ich durch das Gebüsch gehen; da fiel ich in das Loch, und war nicht im Stande, wieder heraus zu kommen. Den Hund, der mir so gern helfen wollte, kenne ich nicht.

„Nicht?" fragte der Förster; „ich sollte doch wohl meinen: denn ich habe ja den Hund von deinem Sohne gekauft." Nun besann sich der alte Mann, und sagte: O, dann ist es vermuthlich der Hund, den ich einmal meinem Sohne gegeben habe. Man hatte ihn kurz nach seiner Geburt, als er noch blind war, in einen Bach geworfen; ich zog ihn heraus, erwärmte und pflegte ihn, bis er sehen konnte, und schenkte ihn dann meinem Sohne.

So erkannte der Hund seinen ersten Wohlthäter wieder, und rettete ihn eben so aus einer Lebensgefahr, wie der Mann ihn gerettet hatte.

16.

Hier ist noch ein andres Beispiel von der erstaunlichen Gedächtnißkraft eines Hundes. Ein Jäger im Harzgebirge sollte einen wohl abgerichteten Jagdhund nach Koppenhagen bringen, und man befahl ihm, den Hund ja recht in Acht zu nehmen. Er reiste mit der Post, und hatte seinen Hund beständig neben sich an einem Riemen. So kam er glücklich in Hamburg an *). Nun dachte er: Hamburg ist ja so weit von dem Harzgebirge; jetzt wird der Hund gewiß nicht wieder nach Hause laufen. Ich kann ihn jetzt wohl frei gehen lassen. Das that der Jäger; aber nach einiger Zeit vermißte er den Hund, und konnte ihn nicht wieder finden, so viel er auch suchte. Er schrieb daher von Hamburg aus an seinen Herrn, daß ihm der Hund weggekommen wäre; aber noch ehe der Brief ankam, hatte sich das Thier schon wieder zu Hause eingefunden. Der Herr glaubte Anfangs, der Hund müßte unterweges entlaufen sein; doch bald kam der Brief, worin der Jäger schrieb, er habe den Hund auf dem Postwagen neben sich gehabt, und ihn glücklich bis Hamburg gebracht. Nun wunderte der Herr sich erst, daß der Hund wieder nach Hause gekommen war, da er die Reise nicht zu Fuß, sondern auf einem Wagen gemacht hatte.

---

*) Harzgebirge, Koppenhagen, Hamburg, geben Anlaß zu geographischen Erläuterungen für die Kinder, die aber jetzt nur kurz sein dürfen.

17.

Eine alte Dame hatte ein niedliches Hündchen zur Gesellschaft und zum Zeitvertreib in ihrer Einsamkeit. Sie liebte es sehr, und ließ es daher fast immer neben sich auf dem Stuhle liegen, oder nahm es auch auf den Schooß. Als sie gestorben war, erbte eine Verwandtin von ihr den ganzen Nachlaß, und auch dies Hündchen. Unter dem Nachlasse befand sich ein kleiner seidner Mantel, welchen die alte Dame im Hause gewöhnlich getragen, und worin das Hündchen sie am öftesten gesehen hatte. Nach langer Zeit holte die Verwandtin einmal diesen kleinen Mantel hervor, und legte ihn auf das Klavier. Das Hündchen, welches weit davon unter dem Ofen lag, kam sogleich herbei, stellte sich auf die Hinterfüße, um den Zipfel des kleinen Mantels berühren zu können, und fing an zu heulen, so wie die Hunde es zu machen pflegen, wenn sie sich sehr freuen. Damit das Geheul aufhören sollte, legte man den Mantel weg; und so ward das Hündchen wieder ruhig. Man wollte aber doch sehen, ob das nur so von ungefähr geschehen wäre, oder ob der kleine Hund den Mantel wirklich noch kennte. Nach einigen Stunden brachte daher jemand unbemerkt den Mantel noch einmal herbei, und legte ihn auf das Klavier; nun kam das Hündchen sogleich wieder unter dem Ofen hervor, und fing an zu heulen, wie vorher.

18.

Hunde lassen sich zu allerlei häuslichen Diensten und Geschäften abrichten, und beweisen dabei bewundernswürdige Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit. Einmal hatte sich jemand einen Spitzhund zugezogen, der ihn beim An- und Auskleiden treulich bediente, und der alle Leute im Hause bei Namen kannte. Wenn sein Herr eins von seinen Kindern oder eine Magd sprechen wollte, so nannte er nur den Namen der Person; dann ruhete der Hund nicht eher, als bis er sie gefunden hatte, zog sie bei dem Kleide, und führte sie zu dem Herrn. Einmal ging dieser Mann mit seinem Hunde über Land. Unterweges verlor er von seinem Stocke den elfenbeinernen Knopf, ohne daß er es bemerkte. Als er es endlich nach einer langen Weile sah, wies er dem Hunde den Stock, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, was daran fehle. Der Hund lief fort, und brachte bald darauf den Knopf, der ganz mit Erde überzogen war. Als der Herr den Knopf wieder auf den Stock setzen wollte, bemerkte er, daß noch ein kleiner silberner Ring fehlte, der gleich unter dem Knopfe gesessen hatte. Nun zeigte er dem Hunde seinen Stock noch einmal, deutete mit dem Finger auf die Stelle, wo sonst der Ring gesessen hatte, und redete ihm freundlich zu, auch den noch zu suchen. Der Hund besah den Stock genau, blickte bald auf ihn, bald auf seinen

Herrn, lief endlich fort, und brachte nach einiger Zeit auch den Ring glücklich wieder.

19.

Ein andrer Herr hatte seinen Hund abgerichtet, von einem Krämer in der Nachbarschaft allerlei Waaren zu holen, und sie ihm zu bringen. Er gab dann dem Hunde nur einen kleinen Zettel mit, auf den er das, was er haben wollte, geschrieben hatte. Einmal sollte der Hund eine lange Tabakspfeife holen. Er trug sie auch geschickt im Maule fort, ging aber zu nahe an den Häusern. Als er sich nun einmal plötzlich nach etwas umsah, stieß er an, und die Pfeife zerbrach. Er blieb erst erschrokken stehen; dann schob er die zerbrochenen Stücke in eine Reihe zusammen, und versuchte, ob er sie wieder aufheben könnte. Dies wiederholte er einige Male; endlich, als er sah, daß es nicht gelingen wollte, machte er sich auf, lief davon, und hat sich nie wieder vor seinem Herrn sehen lassen.

20.

Ein Schäferhund oder Spitz hatte die gute Eigenschaft, daß er nichts anrührte oder benaschte, was ihm nicht zukam, und auch andre nicht naschen ließ. Einmal wurde auf dem Hofe, wo er war, ein Kalb geschlachtet. Er wartete ruhig, bis der Schlächter ihm etwas zu-

werfen würde, und lief nur bisweilen rings umher, daß die Schweine, Hühner und Enten nicht zu nahe heran kommen sollten. Der Schlächter hatte die Füße des Kalbes neben einander unter den Schlachtbock gelegt, und zertheilte es nun in Viertel. Unterdessen fuhr der Spitz einmal wieder mit Nachdruck auf das zudringliche Hofvieh los, und jagte es davon. Aber nun kam in aller Geschwindigkeit ein Dachshund gelaufen, der auch in das Haus gehörte. Dieser Dachshund nahm einen von den Kalbsfüßen, und lief damit fort, ohne daß der Fleischer es bemerkte. Der Spitz kam zurück, und sah bald den Fleischer, bald die drei Kalbsfüße ganz bestürzt an. Er drehete sich überall um, und witterte mit der Nase, bis er den Dachs mit dem gestohlnen Kalbsfuße in einer Ecke des Hofes erblickte. Da fuhr er wie ein Pfeil auf ihn zu, faßte ihn beim Genick, schüttelte ihn tüchtig zusammen, nahm ihm den Kalbsfuß weg, und legte ihn ehrlich zu den drei übrigen.

21.

Ein Reisender kam einmal durch einen großen Wald. Fast mitten darin fand er ein Wirthshaus, und ging hinein; er traf aber viele Leute darin an, die ihm verdächtig schienen, und bald konnte er auch an manchen Umständen merken, daß es Räuber waren. Nun wußte er

nicht, ob er länger bleiben, oder weggehen sollte; denn beides war gefährlich. Doch entschloß er sich zu dem letzteren, und machte, so bald er im Freien war, weite Schritte. Als er einige Minuten gegangen war, begegnete ihm ein Mann mit einem großen Bullenbeißer. Über diesen gerieth er noch mehr in Angst. Er nahm sich indeß vor, den Mann freundlich anzureden; und nun erfuhr er, daß es der Scharfrichter aus einem benachbarten Orte war. Jetzt verlor sich die Angst des Reisenden gänzlich; er bekam so gar Zutrauen, und bat den Scharfrichter, daß er doch mit ihm umkehren, und ihn eine Strecke begleiten möchte. „Das kann ich nicht," sagte der Scharfrichter; „ich habe keine Zeit. Aber ich will Ihnen meinen Hund mitgeben; dann wird Ihnen niemand etwas zu Leide thun." Nun gab er seinem Hunde einige bedeutende Winke, und ging dann allein weiter. Der Hund trat sogleich seinen Dienst mit besonderem Ernste an, und lief immer vor dem Reisenden her. So brachte er den furchtsamen Mann treulich aus dem Walde. Nun wollte dieser seinen Wegweiser und Beschützer belohnen, und reichte ihm Semmel hin; aber der Hund beroch sie kaltsinnig, und nahm sie nicht. Darauf hielt der Reisende ihm ein Stück Geld vor; dies nahm der Hund gleich in seine Schnauze, machte rechts um, und lief in vollem Rennen seinem Herrn nach.

22.

Ein gelehrter Mann hatte die üble Gewohnheit, daß er öfters des Abends, wann er schon im Bette lag, noch las und studierte. Bisweilen schlief er vor Müdigkeit ein, ohne das Licht ausgelöscht zu haben, das auf dem Tische neben seinem Bette stand, und nun leicht Feyersgefahr hätte veranlassen können. Zu seiner Verwunderung fand er aber jedesmal, wann er aufwachte, das Licht ausgelöscht, ob er gleich gewiß wußte, daß er es nicht gethan hatte, und ob sich gleich außer ihm kein Mensch in dem Zimmer befand. Als er einmal das Licht genauer besah, bemerkte er, daß es weder ausgeblasen, noch mit der Lichtscheere ausgeputzt, sondern wie mit einer platten Hand niedergedrückt war. Nun fiel ihm ein, sein Hund, welcher immer neben dem Bette lag, könnte wohl dies Kunststück gemacht haben. Er wollte das gern mit Gewißheit erfahren. Den nächsten Abend las er wieder im Bette, aber nur eine kurze Zeit, und dann stellte er sich, als ob er eingeschlafen wäre. Es währte nicht lange, so kam der Hund an das Bett, richtete sich daran leise in die Höhe, und gab genau Acht, ob sein Herr auch wirklich schliefe. Da er keine Bewegung an seinem Herrn wahrnahm, so sprang er endlich auf den Stuhl, und von dem Stuhl auf den Tisch. Dann hob er eine Vorderpfote auf, und drückte mit einem Male das brennende

Licht nieder. Als er das gethan hatte, stieg er wieder hinunter, und legte sich auf seine gewöhnliche Schlafstelle. Der Hund hatte also bemerkt, daß das Licht nicht brennen dürfe, wann der Herr schliefe.

23.

Ein heftiger Sturm warf einmal in einer gewissen Stadt einige baufällige Häuser um. Dadurch verloren verschiedne Personen das Leben; ein Kind aber und ein Hund blieben unbeschädigt, weil glücklicher Weise zwei Balken kreuzweis auf sie fielen und sie deckten. Der Hund fing nun an, aus allen Kräften zu bellen und zu heulen. Es währte auch nicht sehr lange, so kamen einige Leute ihm zu Hülfe, und zogen ihn unter dem Schutte hervor; das Kind aber, das vom Schreck betäubt war und in einer Art von Ohnmacht lag, wurde nicht bemerkt. Der Hund bezeigte Anfangs die lebhafteste Freude und liebkoste seinen Rettern; da er aber das Kind nicht sah, so kroch er wieder unter die Trümmer, die es verbargen, und heulte aufs neue. Hierdurch brachte er es dahin, daß man das Kind entdeckte und hervorzog.

24.

Auch andre Thiere, vornehmlich Hausthiere, zeigen öfters eine Art von Klugheit und Überlegung. Ein wohlhabender Bauer ritt

eines Tages in die Stadt, und besuchte einen alten Freund, der ihn sehr gut aufnahm und bewirthete. Als er wieder nach Hause reiten wollte, fühlte er, daß er etwas zu viel getrunken hatte, und daß ihm der Kopf schwer war. Er konnte sich indeß auf sein Pferd verlassen, weil es sehr sicher ging, und den Weg vollkommen kannte. Daher setzte er sich auf, und ritt fort. Das Pferd schien die Umstände seines Herrn zu merken, und ging so behutsam wie nur immer möglich. Endlich kam es aber an eine lehmige Anhöhe, welche glatt und schlüpfrig war, weil es kurz zuvor geregnet hatte. Hier konnte es nun nicht mehr so sichre Schritte thun. Als es einmal fehl trat, fiel der Mann seitwärts herunter, und blieb mit dem einen Fuße im Steigbügel hangen. Das Pferd stand sogleich still, und machte verschiedne Wendungen mit dem Körper, um seinem Herrn zu helfen, der mit dem Kopfe auf der Erde lag, und sich selbst nicht losmachen konnte; aber es ging nicht. Endlich, nachdem das Pferd eine Weile den Mann betrachtet hatte, bückte es sich; es faßte mit dem Maule seinen Hut, und hob ihn auch wirklich auf. Den Hut hatte es nun wohl; aber der Kopf blieb nach wie vor auf der Erde liegen. Nun stand das Pferd wieder eine Weile ganz still, als ob es sich besönne. Zuletzt packte es mit seinen Zähnen den Rock des Mannes oben

bei

bei dem Halse an, und hob ihn nun so weit in die Höhe, daß er den Fuß aus dem Steigbügel ziehen konnte, und wieder auf die Beine kam. Aus Dankbarkeit für diesen Dienst pflegte der Bauer das Pferd aufs beste, bis es vor Alter starb.

25.

Vor einigen Jahren reisete ein Kaufmann des Nachts zu Pferde durch einen Wald. Um den Weg desto besser zu finden, stieg er vom Pferde ab, und leitete es am Zügel hinter sich her. Als er eine gute Strecke gegangen war, stieß ihn sein Pferd mit dem Kopf in den Rücken. Er glaubte, es wäre schüchtern geworden, und suchte es zu beruhigen. Es ging auch nun wieder seinen ordentlichen Schritt. Aber nicht lange, so bekam der Kaufmann wieder einen Stoß in den Rücken. Er ward unwillig, und schlug das Pferd an den Kopf. Jetzt währte es ziemlich lange, ehe er wieder eine Erinnerung bekam. Doch endlich stieß das Pferd ihn noch einmal. Nun ward der Mann aufmerksam, untersuchte alles an dem Pferde, und fand, daß der Bauchriemen aufgegangen, und der Sattel mit dem übrigen Gepäck ganz nach unten zu gekehrt war. Er brachte alles wieder in Ordnung, und nun bekam er auf der ganzen noch übrigen Reise weiter keinen Stoß. Das Pferd

hatte also seinem Herrn nur die vorgegangene Unordnung anzeigen wollen.

26.

Katzen stellen, wie bekannt, den Vögeln nach, und wenn sie einen in ihre Gewalt bekommen, so tödten und fressen sie ihn. Man kann sie aber doch gewöhnen, daß sie in großer Verträglichkeit mit Vögeln leben. So hatte jemand zu seinem Vergnügen einige Amseln, Repphühner, Tauben und Sperlinge gezähmt, die nun frei im Hause und auf dem Hofe herum liefen. In eben dem Hause war auch eine große schwarze Katze. Sie that diesen Vögeln nichts zu Leide, und hielt auch andere Thiere, Hunde und Katzen ab, sich an ihnen zu vergreifen. So bald aber ein fremder Vogel, z. B. (zum Beispiel) ein Sperling, sich auf dem Hofe sehen ließ, suchte sie ihn gleich zu erhaschen, und würgte ihn dann.

27.

In einem ziemlich großen Hause wohnte eine alte Wittwe mit ihrer Magd ganz allein, und hatte auch kein andres Thier um sich, als eine Katze. Diese Katze war sonst eben nicht sehr näschig; nur Fische mußte man sorgfältig vor ihr verwahren: denn wann sie

diese witterte, so gab sie sich alle mögliche Mühe ihren Appetit zu befriedigen. Einmal, als die Magd in der Küche gerade Fische ausnahm, klingelte es mit der Glocke, die nicht weit von der Küche, gerade über einem Schranke, hing. Die Magd lief an die Hausthür, und machte auf; da sie aber Niemanden sah, so dachte sie: ich habe mich wohl geirrt. Nun ging sie wieder in die Küche; und siehe da, der schönste Fisch war weg. Sie hatte gleich Verdacht auf die Katze, und nahm sich vor, künftig auf die Fische besser Acht zu geben. Aber nach einiger Zeit ging es ihr wieder eben so. Als sie eben Fische zerschnitt, klingelte es. Sie ließ alles stehen und liegen, und lief an die Hausthür, um aufzumachen. Es war niemand da; und als sie wieder in die Küche kam, fehlte zu ihrem Verdrusse ein großes Stück Fisch. Die Sache kam ihr sonderbar vor, da sie nicht zu begreifen wußte, wer geklingelt haben könnte. Sie erzählte ihrer Frau, was ihr begegnet war, und beide nahmen sich jetzt vor, das nächste Mal, wann wieder Fische in der Küche zurecht gemacht würden, recht genau auf die Glocke zu merken. Einige Tage nachher brachte die Magd wieder Fische mit. Die Frau versteckte sich sodann im Hause an einem Orte, wo sie die Glocke sehen konnte. Als die Magd die Fische in der Küche vornahm, schlich die

Katze leise herbei, und kletterte auf den Schrank. Kaum war sie oben, so ergriff sie mit ihrer Pfote den Drath, an welchem die Glocke befestigt war, und klingelte. Die Magd ging, wie gewöhnlich, nach der Thür. Gleich stürzte die Katze sich mit einem Sprunge vom Schranke, lief in die Küche, nahm einen Fisch, und rannte damit zur Hinterthür hinaus.

28.

Ein außerordentliches Beispiel von der Gelehrigkeit der Thiere sah man an einem Kanarienvogel. Dieser war von seinem Herrn so abgerichtet, daß er Worte, Namen nnd Farben, wie man sie verlangte, zusammen suchte. Der Herr befahl ihm z. B., anzugeben, von welchen Farben die Kleidung dieser oder jener Person in der Gesellschaft wäre. Der Vogel sah zuerst die Person, auf welche sein Herr mit dem Finger gewiesen hatte, vom Kopfe bis zu Fuß genau an; dann suchte er aus einer Schachtel, worin kleine Stückchen seidnes Zeug von mancherlei Farben lagen, einzeln alle Haupt- und Nebenfarben hervor, und legte sie auf den Tisch, gerade vor die bestimmte Person hin. Eben so setzte das Thierchen jeden ihm vorgelegten Namen zusammen. Die Buchstaben dazu nahm es aus einem Kästchen, worin sie einzeln auf Papier geschrieben lagen. Bisweilen gab man ihm ein sehr langes Wort auf, worin ein Buch-

stabe öfter vorkam, als er sich in seinem Kästchen befand. Dann nahm es aus den ersten Silben des Wortes den Buchstaben wieder heraus, und legte ihn da hin, wo er noch nöthig war. Einmal wurde dem Vogel der lange Name Konstantinopolitanus aufgegeben. Zwei n hatte er nur in seinem Kästchen. Als er nun Konstanti zusammen gesetzt hatte, nahm er das erste n wieder weg, und legte auch nopolita vor sich hin. Jetzt fehlte ihm aber noch ein n zu nus; und das nahm er aus der Silbe stan. So lagen denn zuletzt folgende Buchstaben vor ihm:

Ko sta tinopolitanus.

29.

Zwei Paar Schwalben baueten in einem Hause, nicht weit von einander, ihre Nester. Das eine Paar holte den Koth dazu von der Straße, und ließ es sich viele Mühe kosten, sein Nest zu Stande zu bringen. Von dem andern Paare aber blieb die eine Schwalbe immer im Hause; und so wie jenes wegflog, machte sie sich an das Nest desselben, nahm einen Schnabel voll davon ab, und bauete das ihrige damit. Dies that sie, bis der Bau ganz fertig war.

In einem andern Hause hatte auch ein Paar Schwalben gebauet, und das Weibchen brütete schon. Einmal bemerkte man, daß das Männ-

chen neben dem Neste saß, und sehr kläglich that. Es stieg also Jemand hinan, um zu sehen, was dem Weibchen fehlte. Er fand es todt, und warf es aus dem Neste. Kaum hatte er dies gethan, so setzte sich das Männchen selbst auf das Nest. Nicht lange nachher flog es aus, und ungefähr nach einer halben Stunde kam es mit einem andern Weibchen zurück. Nun setzte sich dieses auf das Nest, und brütete so eifrig, wie die rechte Mutter. Es brachte auch die Jungen glücklich aus, und fütterte sie mit dem Männchen gemeinschaftlich, bis sie fliegen konnten.

30.

Bewundernswürdig sind die Arbeiten der Bienen, der Ameisen und andrer kleinen Thierchen. Bei ihren gemeinschaftlichen Geschäften scheinen sie einander gleichsam ihre Gedanken mitzutheilen und nach Verabredung zu handeln. Wenn zum Beispiel eine Ameise im Felde oder im Garten einen todten Käfer findet, den sie nicht allein fortbringen kann, so läuft sie gleich nach ihrer Wohnung unter der Erde. Dann kommt in kurzer Zeit eine ganze Menge Ameisen, welche mit vereinigten Kräften den Käfer wegschleppen.

Einmal hatte jemand einen Topf mit Sirup in einem Schranke stehen, und zwar in einer Kammer, die nach dem Garten hin ein Fenster hatte. Der Geruch des Sirups lockte Ameisen

herbei. Sie fanden glücklich einen Weg in die Kammer, suchten nun den Topf in dem Schranke auf, und ließen es sich sehr wohl schmecken. Als der Eigenthümer dies sah, schüttelte er die Ameisen heraus, band einen Faden um den Topf, schlug einen Nagel in die Decke der Kammer ein, und band den Faden daran, so daß der Topf in der Mitte der Kammer schwebend hing. Nun wollte er doch sehen, ob wohl wieder Ameisen kommen, und wie sie es machen würden, um den Topf zu erreichen. Von ungefähr war eine Ameise in dem Topfe geblieben. Diese kroch ängstlich am Rande umher, und suchte einen Weg, hinunter zu kommen. Endlich fand sie den Faden. An diesem lief sie in die Höhe bis an die Decke, kroch längs derselben hin, lief dann die Wand hinunter nach dem Boden, und verlor sich in einem Winkel, wo die Ameisen vom Garten her sich einen Gang unter der Mauer weg gemacht hatten. Ehe nun eine halbe Stunde verging, kam ein großer Schwarm Ameisen aus dem Winkel hervor. Eine lief als Wegweiser voran, und die übrigen folgten ihr. Alle zogen an die Decke hinauf, und gerades Weges nach dem Faden hin, an welchem sie dann weiter in den Topf hinunterkletterten. Dieser Zug dauerte den ganzen Tag. Immer liefen einige an dem Faden hinauf, andere aber hinunter, und so leerten sie den Topf rein aus.

Lateinisches Alphabet.

a	b	c	d	e	f	(ff	fi	fl)	g	h
a	b	c	d	e	f	(ff	fi	fl)	g	h
i	(j)	k	(ck)	l	(ll)	m	n	o	p	
i	(j)	k	(ck)	l	(ll)	m	n	o	p	
q	r	ſ	(s	ſſ	ſi	ſt	ſs)	t	u	v
q	r	ſ	(s	ſſ	ſi	ſt	ß)	t	u	v
w	x	y	z	(tz.)	æ	œ	ü			
w	x	y	z	(tz.)	aͤ	oͤ	uͤ			

Vielleicht habt ihr, lieben Kinder, schon von Gespenstern, Hexen und dergleichen Dingen Allerlei gehört, ohne daß man euch dabei gesagt hat, daß es alberne Possen und Märchen sind. Wenn ihr nun solche Erzählungen für wahr hieltet, so könnte euch das sehr schädlich werden. Hier ist ein Beispiel davon. Eine unverständige Wärterin hatte einem Knaben viel von dem schwarzen Manne vorgeschwatzt, und ihm öfters gedrohet, wenn er nicht artig wäre, so sollte der schwarze Mann kommen, und ihn in den Sack stecken. Nun sah der Knabe einmal unvermuthet einen Schornsteinfeger. Darüber erschrack er so sehr, daß er gefährlich krank ward.

Lateiniſches Alphabet.

A	B	C	D	E	F	G	H	I	J
𝔄	𝔅	ℭ	𝔇	𝔈	𝔉	𝔊	ℌ	ℑ	(ℑ)
K	L	M	N	O	P	Q	R	S	T
𝔎	𝔏	𝔐	𝔑	𝔒	𝔓	𝔔	ℜ	𝔖	𝔗
U	V	W	X	Y	Z.				
𝔘	𝔙	𝔚	𝔛	𝔜	ℨ.				

Vielleicht habt ihr, lieben Kinder, ſchon von Geſpenſtern, Hexen und dergleichen Dingen Allerlei gehört, ohne daſs man euch dabei geſagt hat, daſs es alberne Poſſen und Märchen ſind. Wenn ihr nun ſolche Erzählungen für wahr hieltet, ſo könnte euch das ſehr ſchädlich werden. Hier iſt ein Beiſpiel davon. Eine unverſtändige Wärterin hatte einem Knaben viel von dem ſchwarzen Manne vorgeſchwatzt, und ihm öfters gedrohet, wenn er nicht artig wäre, ſo ſollte der ſchwarze Mann kommen, und ihn in den Sack ſtecken. Nun ſah der Knabe einmal unvermuthet einen Schornſteinfeger. Darüber erſchrak er ſo ſehr, daſs er gefährlich krank ward.

Damit es euch nicht eben so, oder noch schlimmer geht, müßt ihr euch bei Zeiten von schädlicher und abergläubischer Furcht frei machen. Erfahrne und verständige Leute werden euch sagen, daß man jedesmal entweder sich selbst betriegt, oder von Andern betrogen wird, wenn man meint, dies oder jenes gehe nicht natürlich zu. Hier sind einige Beispiele, aus denen ihr sehen könnt, daß man sich gar nicht vor Gespenstern und Hexen zu fürchten braucht.

1.

Ein Mann mußte in Geschäften noch Abends spät über Feld gehen. Er war sehr furchtsam, und sah in der Dunkelheit Baumstämme, Pfähle und andre Dinge mehr für Gespenster an Wann ein Haase ihm zur Seite plötzlich aufsprang, so zitterten ihm alle Glieder; selbst Fledermäuse und Nachteulen, die um ihn her flogen, schienen ihm verdächtig. Bei diesen ängstlichen Vorstellungen setzte er seinen Weg mit starken Schritten fort, um nur bald wieder nach Hause zu kommen. Auf einmal hörte er dicht hinter sich etwas rauschen. Er sah sich schüchtern um. Da er nichts bemerkte, so ward ihm noch bänger, und er fing nun an, aus allen Kräften zu laufen. Aber das Geräusch folgte ihm auf dem Fuße nach, und obendrein fühlte er auch em-

Damit es euch nicht eben ſo, oder noch ſchlimmer geht, müſst ihr euch bei Zeiten von ſchädlicher und abergläubiſcher Furcht frei machen. Erfahrne und verſtändige Leute werden euch ſagen, daſs man jedesmal entweder ſich ſelbſt betriegt, oder von Andern betrogen wird, wenn man meint, dies oder jenes gehe nicht natürlich zu. Hier ſind einige Beiſpiele, aus denen ihr ſehen könnt, daſs man ſich gar nicht vor Geſpenſtern und Hexen zu fürchten braucht.

1.

Ein Mann muſste in Geſchäften noch Abends ſpät über Feld gehen. Er war ſehr furchtſam, und ſah in der Dunkelheit Baumſtämme, Pfähle und andre Dinge mehr für Geſpenſter an. Wann ein Haſe ihm zur Seite plötzlich aufſprang, ſo zitterten ihm alle Glieder; ſelbſt Fledermäuſe und Nachteulen, die um ihn her flogen, ſchienen ihm verdächtig. Bei dieſen ängſtlichen Vorſtellungen ſetzte er ſeinen Weg mit ſtarken Schritten fort, um nur bald wieder nach Hauſe zu kommen. Auf einmal hörte er dicht hinter ſich etwas rauſchen. Er ſah ſich ſchüchtern um. Da er nichts bemerkte, ſo ward ihm noch bänger, und er fing nun an, aus allen Kräften zu laufen. Aber das Geräuſch folgte ihm auf dem Fuſse nach, und obendrein fühlte er auch ein-

pfindliche Stiche in den Waden. Nun könnt ihr leicht denken, wie dem furchtsamen Manne zu Muthe sein mochte. Der Angstschweiß brach ihm aus. Er wollte um Hülfe schreien, und konnte doch keinen Laut von sich geben, Endlich kam er ganz athemlos nach Hause, und stürzte zur Thür hinein. Seine Frau und seine Kinder glaubten, er würde von Räubern verfolgt, und erschraken recht sehr. Aber nun zeigte sich auch bald, worüber der Mann ohne Ursache in solche Angst gerathen war. Auf dem Felde hatte nämlich ein abgeschnittener Zweig von einem Dornstrauche gelegen und sich hinten an seinem Rockschooß gehängt. Wäre der Mann nicht abergläubisch gewesen, so hätte er zugefühlt und sich den Dornzweig abgenommen. Dann würde er sich alle die unnöthige Angst erspart haben.

2.

Ein Arzt hatte verschiedne Gerippe oder Skelette von todten Menschen und Thieren in seinem Bibliothekzimmer stehen; denn die Ärzte brauchen dergleichen, um den menschlichen Körper recht kennen zu lernen. Einmal fand er auf dem Kirchhofe, als eben der Todtengräber ein neues Grab machte, einen unbeschädigten Todtenkopf. Er nahm ihn

pfindliche Stiche in den Waden. Nun könnt ihr leicht denken, wie dem furchtſamen Manne zu Muthe ſeyn mochte. Der Angſtſchweiſs brach ihm aus. Er wollte um Hülfe ſchreien, und konnte doch keinen Laut von ſich geben. Endlich kam er ganz athemlos nach Hauſe, und ſtürzte zur Thür hinein. Seine Frau und ſeine Kinder glaubten, er würde von Räubern verfolgt, und erſchraken recht ſehr. Aber nun zeigte ſich auch bald, worüber der Mann ohne Urſache in ſolche Angſt gerathen war. Auf dem Felde hatte nämlich ein abgeſchnittener Zweig von einem Dornſtrauche gelegen und ſich hinten an ſeinem Rockſchooſs gehängt. Wäre der Mann nicht abergläubiſch geweſen, ſo hätte er zugefühlt und ſich den Dornzweig abgenommen. Dann würde er ſich alle die unnöthige Angſt erſpart haben.

2.

Ein Arzt hatte verſchiedene Gerippe oder Skelette von todten Menſchen und Thieren in ſeinem Bibliothekzimmer ſtehen; denn die Ärzte brauchen dergleichen um den menſchlichen Körper recht kennen zu lernen. Einmal fand er auf dem Kirchhofe, als eben der Todtengräber ein neues Grab machte, einen unbeſchädigten Todtenkopf. Er nahm ihn

mit nach Hause, und stellte ihn auf den Tisch in seiner Schlafkammer. Seine Aufwärterin (er war unverheirathet, und wohnte zur Miethe) äußerte ihre Unzufriedenheit darüber. Sie mußte nämlich jeden Morgen, wann der Doktor nicht zu Hause war, allein in die Kammer gehen und aufräumen. Daher bat sie ihn, er möchte doch den gräßlichen Todtenkopf wegnehmen, und ihn lieber zu den Gerippen in der andern Kammer bringen, wo sie nicht hinkäme. Der Doktor aber hatte seinen Scherz mit ihr, und sagte: lasse sie den Kopf nur ruhig stehen; sie hat nicht Ursache, sich vor ihm zu fürchten. Einige Tage nachher war der Doktor ausgegangen, um einen Kranken zu besuchen. Als er wieder zurückkam, sah er vor seiner Wohnung eine Menge Menschen versammelt, die sich an der Thür und an den Fenstern drängten, und neugierig hineinguckten. Er konnte nicht begreifen, was es da gäbe, und eilte, hin zu kommen. Schon von weitem rief der Wirth, der in der Thüre stand, ihm zu: „Herr Doktor, wenn Sie nicht noch heute den fatalen Todtenkopf aus meinem Hause schaffen, so kündige ich Ihnen gleich die Miethe auf. Da, sehen Sie nur das Spektakel! Der Kopf ist vor den Augen Ihrer Aufwärterin von dem Tische gesprungen, und läuft nun auf dem Boden der

mit nach Hauſe, und ſtellte ihn auf den Tiſch in ſeiner Schlafkammer. Seine Aufwärterin (er war unverheirathet, und wohnte zur Miethe) äuſserte ihre Unzufriedenheit darüber. Sie muſste nämlich jeden Morgen, wann der Doktor nicht zu Hauſe war, allein in die Kammer gehen und aufräumen. Daher bat ſie ihn, er möchte doch den gräſslichen Todtenkopf wegnehmen, und ihn lieber zu den Gerippen in der andern Kammer bringen, wo ſie nicht hinkäme. Der Doktor aber hatte ſeinen Scherz mit ihr, und ſagte: laſſe ſie den Kopf nur ruhig ſtehen; ſie hat nicht Urſache ſich vor ihm zu fürchten. Einige Tage nachher war der Doktor ausgegangen, um einen Kranken zu beſuchen. Als er wieder zurückkam, ſah er vor ſeiner Wohnung eine Menge Menſchen verſammelt, die ſich an der Thür und an den Fenſtern drängten, und neugierig hineinguckten. Er konnte nicht begreifen, was es da gäbe, und eilte hin zu kommen. Schon von weitem rief der Wirth, der in der Thüre ſtand, ihm zu; „Herr Doktor, wenn Sie nicht noch heute den fatalen Todtenkopf aus meinem Hauſe ſchaffen, ſo kündige ich Ihnen gleich die Miethe auf. Da ſehen Sie nur das Spektakel! Der Kopf iſt vor den Augen Ihrer Aufwärterin von dem Tiſche geſprungen, und läuft nun auf dem Boden der

Kammer umher. Das Mädchen liegt halb todt vor Schreck auf dem Bette in meiner Stube." Der Doktor schwieg still, ging ganz gelassen in die Kammer, und sah wirklich, daß der Kopf auf dem Fußboden hin und her rollte. Er betrachtete ihn eine Weile aufmerksam, und wußte erst selbst nicht, wie das zuging. Aber auf einmal bemerkte er ein schwarzes Schwänzchen, welches aus der einen Augenhöhle des Kopfes hervorstand. Nun nahm er den Kopf auf, trug ihn hinaus, und zeigte dem Wirth und den Zuschauern, was eigentlich den Todtenkopf belebt und bewegt hatte. Es war nämlich eine Ratze hinein gekrochen, welche sich nicht gleich wieder hatte herausfinden können. Viele lachten und freueten sich über diese Entdeckung; aber einige alberne Leute hielten das Thier für keine natürliche Ratze, sondern für — den Teufel, obgleich der Doktor sie in ihrer Gegenwart tödtete.

Kammer umher. Das Mädchen liegt halb todt vor Schreck auf dem Bette in meiner Stube.“ Der Doktor ſchwieg ſtill, ging ganz gelaſſen in die Kammer, und ſah wirklich, daſs der Kopf auf dem Fuſsboden hin und her rollte. Er betrachtete ihn eine Weile aufmerkſam, und wuſste erſt ſelbſt nicht, wie das zuging. Aber auf einmal bemerkte er ein ſchwarzes Schwänzchen, welches aus der einen Augenhöhle des Kopfes hervorſtand. Nun nahm er den Kopf auf, trug ihn hinaus, und zeigte dem Wirth und den Zuſchauern, was eigentlich den Todtenkopf belebt und bewegt hatte. Es war nämlich eine Ratze hinein gekrochen, welche ſich nicht gleich wieder hatte heraus finden können. Viele lachten und freueten ſich über dieſe Entdeckung; aber einige alberne Leute hielten das Thier für keine natürliche Ratze, ſondern für — den Teufel, obgleich der Doktor ſie in ihrer Gegenwart tödtete.

3.

Das Gliederreiſsen, oder die Gicht, iſt eine ſehr ſchmerzhafte Krankheit. Ein gewiſſer Bauer, der davon geplagt wurde, und von ſeinem Arzte keine Hülfe erhalten konnte, ging endlich zu einem Manne, welcher vorgab, er wäre in geheimen Künſten erfahren. Dieſer rieth ihm, er ſollte in der Mitternachtsſtunde einen Todtenkopf von dem Kirchhofe holen, den Schedel zu Pulver ſtoſsen, und das Pulver einnehmen; dann würde er gewiſs geſund werden. So ſchwer es auch dem Bauer ankam, ſich dazu zu entſchlieſsen, ſo that er es doch, weil er einmal ſein Vertrauen auf dieſes Mittel geſetzt hatte. Er kletterte alſo mit pochendem Herzen um zwölf Uhr des Nachts über die Mauer des Kirchhofes, und näherte ſich in groſser Angſt dem Beinhauſe, wo er ſich ſchon am vorigen Tage unter den vielen Todtengebeinen, die da lagen, einen Schedel gemerkt hatte, den er nehmen wollte. Als er an die offen ſtehende Thür kam, überfiel ihn aufs neue ein Grauſen, daſs er ſeiner Sinne kaum mächtig blieb. Aber dennoch wankte er hinein, ergriff den Kopf, und wollte damit fort. In dem Augenblicke hörte er neben ſich etwas ächzen, ſtöhnen und ſich bewe-

gen. Er ſtürzte wie unſinnig aus dem Beinhauſe, fiel über ein Grab, und blieb ohnmächtig da liegen. Am Morgen fand man ihn, und trug ihn nach Hauſe. Endlich kam er wieder zur Beſinnung. Nun erzählte er mit ſchwacher Stimme, was ihm begegnet war. Kaum hatte er das gethan, ſo ſtarb er an den Folgen des auſserordentlichen Schreckens.

Faſt jedermann im Dorfe glaubte nach dieſer Begebenheit noch feſter die Wirklichkeit oder das Daſein der Geſpenſter. Aber nach einigen Tagen erfuhr man, wie es damit zuſammenhing. In derſelben Nacht hatte ein Müllerburſche im Beinhauſe geſchlafen. Er war den Abend ſpät betrunken aus der Stadt gekommen, und hatte, Theils aus Müdigkeit, Theils aus Furcht vor ſeinem Herrn, jene Schlafſtelle gewählt. Das geſtand er nachher ſelbſt ganz frei und öffentlich.

4.

Weit vernünftiger als der Bauer betrug ſich ein Zimmermann, welcher in der Nacht, gerade als es elf Uhr ſchlug, vor einem Gotteſacker vorbei kam. Er hörte ſeitwärts von den Gräbern her ein dumpfes Ächzen. Nun

ſtand er ſtill und horchte, wo der Ton der Stimme eigentlich herkäme. Da es eine ſternhelle Nacht war, ſo konnte er die Gegenſtände auch ziemlich gut unterſcheiden. Er ging der Stimme nach. An der Stelle, wo er ſie am vernehmlichſten hörte, ſah er ein friſches Grab zu ſeinen Füſsen. „Halt!“ dachte er: „hier iſt gewiſs ein Unglücklicher zu früh begraben; den muſst du von einem ſchmählichen Tode zu retten ſuchen.“ Schnell eilte er nach Hauſe, weckte ſeine Leute, erzählte ihnen mit wenigen Worten den Vorfall, und verlangte. daſs ſie mit ihm gehen und ihm bei dem Ausgraben helfen ſollten. Keiner hatte Muth dazu; alle zitterten vor Furcht, und riethen ihn auf das dringendſte ab, wieder nach dem Grabe hin zu gehen. Ohne weiter mit vergeblichem Reden Zeit zu verlieren, nahm der brave Mann Spaten und Laterne, kehrte ganz allein auf den Gottesacker zurück, grub das neue Grab bis an den Sarg auf, bückte ſich dann nieder, und hielt das Ohr an den Deckel des Sarges. Er hörte wieder ächzen, aber nicht im Sarge, ſondern über ſich. Nun blickte er nach dem Rande des Grabes in die Höhe, und hier ſah er zwei feurige Augen, die ihn anſtarrten. Einen Augenblick ſtutzte er; doch bald faſste er ſich wieder. Er beleuchtete das Ding mit ſeiner Laterne, und

fand — ein krankes Schaf. Dieses Thier war dem Lichte nachgekrochen, um bei Menschen Hülfe zu suchen.

5.

Eine Dame war öfters kränklich, und musste die meiste Zeit im Bette zubringen. Sie hatte zu ihrer Bedienung eine alte, sehr abergläubische Wartefrau, welche beständig von Gespenstern träumte. Einmal hörten beide in der Nacht, da alles im Hause still war, ein ziemlich starkes Klopfen an die Thür. Die Wärterin fuhr zusammen, und rief: „Ach Gott! ein Gespenst!“ Die Dame befahl ihr, das Licht zu nehmen, die Thür aufzumachen und zuzusehen, wer klopfte. Aber dazu liess die Wartefrau sich schlechterdings nicht bewegen; sie hätte sich eher todtschlagen lassen, als dass sie nur bis an die Thür hingegangen wäre. Während dass die Dame sich Mühe gab, der Wärterin ihren Aberglauben auszureden, pochte es wieder eben so, wie vorher; und dies geschah bald noch einige Male. Zuletzt ward die Dame ärgerlich. Sie strengte alle ihre Kräfte an, stieg aus dem Bette, nahm das Licht, und ging selbst nach der Thür.

Als ſie aufmachen wollte, fühlte ſie drauſsen einigen Widerſtand; aber ſie lieſs nicht nach. Und was meint ihr nun wohl, worüber die Wartefrau in ſolche Angſt gerathen war? Über den groſsen Haushund, der dicht an der Thüre lag. Er hatte, weil ihn Ungeziefer plagte, ſich gekratzt, und dabei mit der Pfote öfters an die Thür geſtoſsen. Dies war ganz augenſcheinlich; denn der Hund blieb vor der Thür liegen, und als die Dame wieder zugemacht hatte, klopfte es drauſsen eben ſo, wie vorher.

Wäre die Dame eben ſo abergläubiſch geweſen, wie ihre Wärterin, und hätte das Klopfen etwa für eine Ahnung, für eine Vorbedeutung des Todes gehalten, ſo könnte es ſchlimme Folgen für ſie gehabt haben.

6.

Ein gewiſser Edelmann beſuchte einmal entfernte Verwandten, die er ſeit vielen Jahren nicht geſehen hatte. Sie freueten ſich ſehr über ſeine Ankunft, bewirtheten ihn aufs beſte, und wieſen ihm dann ſein Bett in einem Zimmer an, deſſen Fenſter nach dem Hofe hinaus gingen. Er war von der Reiſe müde, und ſchlief bald ein; aber mitten in der Nacht weckte

ihn ein Geräusch. Es kam ihm vor, als ob neben seinem Bette Jemand ein paarmal auf und ab ginge. Er war zwar nicht furchtsam; doch beunruhigte ihn das ein wenig, weil er wuſste, daſs er die Thür fest verriegelt hatte. Bald nachher hörte er in einiger Entfernung stark klopfen und etwas klirren, wie mit Ketten. Nun konnte er vor Unruhe nicht wieder einschlafen, und wünschte nur, daſs bald der Morgen anbrechen möchte. So wie es nur dämmerte, stand er auf, und ging in die Familienstube zum Frühstück; er erwähnte aber von dem Vorfalle nichts, damit seine Verwandten ihn nicht für furchtsam halten sollten. Sie fragten ihn nun allerlei von seinem Wohnort. Während der Unterredung gähnte die Wirthin vom Hause einige Male. Sie wuſste wohl, daſs sich das nicht schickt, und sagte daher zu dem Fremden: er möchte es nicht übel nehmen; sie hätte in der Nacht nicht geschlafen. Ihre Schwester wäre unpäſslich geworden; deshalb hätte sie aufstehen und Thee kochen müssen. Nun erzählte der Fremde, was er in der Nacht gehört, und die Wirthin, was sie gethan hatte; da lieſs sich denn das Hin- und Hergehen, das Klopfen und Klirren leicht begreifen. Die Wirthin war hinter einer dünnen breternen Wand, an welcher der Gast schlief, in die Speisekammer, und wieder

zurückgegangen; nachher hatte ſie Zucker geklopft, und mit einem Bunde Schlüſſel geklirrt, weil ſie einen Schrank aufſchlieſsen muſste.

7.

Sehr oft werden ſolche Spukereien auch vorſetzlich angeſtellt, um böſe Abſichten zu erreichen.

Zwei liſtige Schelme machten mit einem einfältigen, aber reichen Bauer Bekanntſchaft, und erzählten ihm viele ſchreckliche Geſchichten von Erſcheinungen des Teufels, und mehr dergleichen. Dabei verſicherte der eine, er hätte die Kunſt gelernt, den Teufel zu bannen oder zu vertreiben. Der Bauer glaubte das alles treuherzig, und ward durch die Erzählungen noch furchtſamer, als er ſchon vorher geweſen war. Nach einiger Zeit verkleidete ſich der eine von den Betriegern, kam bei Nacht in einer fürchterlichen Geſtalt vor das Haus des Bauers, lärmte an der Thür, und brüllte ganz entſetzlich. Der Bauer getrauete ſich kaum, das Fenſter ein wenig zu öffnen und hinaus zu ſehen. Als er nun die Geſtalt erblickte, zweifelte er gar nicht, daſs es der Teufel wäre. Er verkroch ſich geſchwind un-

ter das Bett, und der Angstschweifs brach ihm aus. So ging es dem Bauer einige Nächte hinter einander. Um sich Ruhe zu verschaffen, bat der einfältige Mann den andern Betrieger, der sich für einen Teufelsbanner ausgab, er möchte doch den Teufel von seinem Hause vertreiben. Der Betrieger antwortete: ja, das will ich wohl thun. Aber was bekomme ich dafür? Der Bauer versprach ihm eine ansehnliche Summe Geldes. Den Abend kam nun der listige Teufelsbanner zu ihm ins Haus, und wartete auf die Erscheinung des vermeinten Teufels, der sich auch um die gewöhnliche Zeit wieder mit grofsem Getöse einstellte. Sogleich fing der Teufelsbanner an, allerlei unverständliche Wörter her zu murmeln und sich dabei seltsam zu geberden. Hierauf ergriff er einen Prügel, stürzte zur Hausthür hinaus, und stellte sich, als ob er tüchtig auf den Teufel los schlüge, der auch bald mit lautem Geheule davon lief. Nun kam der Betrieger zurück, und versicherte dem Bauer, dafs der Teufel ihn nie wieder beunruhigen würde. Der Bauer gab das versprochne Geld, und die beiden Schelme theilten es nachher unter sich.

8.

Ein vornehmer Herr, der in Geſchäften ſeines Königs reiſete, wurde unterweges von einem heftigen Ungewitter überfallen, und ſah ſich daher genöthigt, in dem erſten dem beſten Dorfe einzukehren. Hier fand er ein ſehr elendes, unreinliches Wirthshaus, nnd hatte gar keine Luſt, die Nacht darin zu bleiben. Er fragte den Wirth: „iſt kein Edelmann in dieſem Dorfe?“ — Nein. — „Auch kein Pfarrer (Prediger)?“ — Ja. — „Nun, ſo geht hin, und bittet ihn um ein Nachtlager für mich.“ Als der Pfarrer den Namen des fremden Herrn hörte, war er gleich bereit, ihn aufzunehmen, und empfing ihn mit groſser Ehrerbietung, weil er wuſste, daſs derſelbe ein Liebling des Königs war. Er lieſs in der Eil, ſo gut er konnte, ein Abendbrodt kochen, und unterhielt ſeinen Gaſt während der Mahlzeit mit muntern Geſprächen. Bei Gelegenheit erwähnte er auch des alten Schloſſes, welches in dieſem Dorfe lag, und nicht bewohnt wurde, weil es ſchon lange in dem Rufe ſtand, daſs böſe Geiſter darin hauſeten. Der Fremde, ein herzhafter und entſchloſsner Mann, hatte ſich ſchon längſt eine Gelegenheit gewünſcht, die Betriegerei mit Geiſter-Erſcheinungen entdek-

ken zu können; er ſagte daher: ich will dieſe Nacht in dem Schloſſe ſchlafen. Der Pfarrer bat ihn, er möchte doch das nicht thun; denn Allen, welche es gewagt hätten, eine Nacht auf dem Schloſſe zuzubringen, hätte ihre Dreiſtigkeit das Leben gekoſtet. Der fremde Herr blieb aber feſt bei ſeinem Entſchluſſe, und ſagte zu dem Geiſtlichen: „laſſen Sie nur Ihren Knecht etwas Stroh und einige Betten für mich und meinen Bedienten auf das Schloſs ſchaffen.“ Da weder Bitten noch Vorſtellungen halfen, ſo rief der Pfarrer endlich ſeinen Knecht, und befahl ihm, was er thun ſollte.

Der fremde Herr ging mit der Laterne ſelbſt voran, und gerade auf das einſame Schloſs zu; ſein Bedienter und der Knecht des Geiſtlichen trugen Stroh und Betten hinter ihm her. Als er in die Thür trat, ſah er rechter Hand eine breite ſteinerne Treppe. Er ging hinauf, und kam nun zuerſt in einen groſsen Vorſaal, wo verſchiedne alte Gemählde hingen. Zu beiden Seiten des Saales waren Zimmer, deren Thüren offen ſtanden. Er beſah die Zimmer, um ſich das bequemſte auszuſuchen; aber in keinem war nur das geringſte Hausgeräth. Endlich wählte er das nächſte an der Treppe, und lieſs ſein Lager darin machen. Dem Knechte des Geiſtlichen

brach der Angstschweiss dabei aus; er zitterte am ganzen Leibe, und als er fertig war, bat er: sie möchten ihn mit der Laterne nur bis an die äusserste Thür des Schlosses begleiten; sonst wäre er des Todes. Der Herr und sein Bedienter gingen wirklich mit ihm, und dann kehrten sie in das Zimmer zurück. Nun stellte der Herr die Laterne neben sein Lager, legte zwei scharf geladne Pistolen zur Rechten und Linken hin, und begab sich, mit dem Degen in der Hand, zur Ruhe.

Nach elf Uhr entstand ein ganz entsetzliches Getöse und Gepolter, nicht anders, als wenn ein Regiment Soldaten mit Pferden und Waffen die Treppe hinauf marschirte. Allmählich kam der Lärm dem Schlafgemach immer näher. Der Herr richtete sich auf, doch nicht ohne einige Bangigkeit, fasste mit der rechten Hand den Degen, mit der linken eine Pistole, und erwartete so, was weiter geschehen würde. Nun ging die Thür auf, und es trat eine gräsliche Gestalt mit feurigen Augen herein. Auf einmal erlosch das Nachtlicht des Fremden. Zugleich brüllte das Ungeheuer erschrecklich, und über dem Schlafzimmer liess sich ein gräuliches Toben, ein Geheul wie von tausend wilden Thieren, hören. Nun fielen dem fremden Herrn Degen und Pistole aus der Hand, und er sank betäubt auf sein

Lager zurück. Als der Lärm eine Weile gedauert hatte, knallte es auf einmal ſo entſetzlich, als ob eine Kanone losgebrannt würde, und dann ward alles ſtill. Das Geſpenſt war unterdeſſen an das Lager des Herrn und ſeines Bedienten gekommen, und kniff beide braun und blau; auch ſchlug es ſie mit Ketten. Endlich entfernte es ſich, und ging mit groſsem Geräuſche die Treppe hinunter.

Nach und nach erholte ſich der Herr wieder, und überſann den ganzen Vorfall. Er war feſt überzeugt, daſs es keine Geiſter, ſondern Menſchen wären, welche dieſen Unfug trieben; aber er wuſste nicht, was er thun ſollte, um hinter den Betrug zu kommen, oder auch nur, um ſein Leben zu retten. Er konnte leicht denken, daſs das vermummte Geſpenſt ſich gegen Degen und Schieſsgewehr genug würde verwahrt haben, und daſs es mit ſeinen Gehülfen ihn und ſeinen Diener leicht todt ſchlagen könnte. Zuletzt nahm der Herr ſich vor, wenn es noch einmal käme, ihn nicht umbrächte, und dann wieder wegginge, heimlich nachzuſchleichen.

Dieſen dreiſten Vorſatz führte er wirklich aus. Nach einer Stunde kam das Geſpenſt wieder, und alles ging wie vorher. Es trat an das Bett, kniff und ſchlug den Herrn wie den Bedienten, und raſſelte dann zur Thür

hinaus. Kaum hatte es aber den Rücken gewendet, so sprang der Herr von seinem Lager auf, nahm seinen Degen in die eine Hand, die Pistole in die andre, und schlich leise nach. Das Gespenst stieg langsam die Treppe hinunter, und wendete sich dann seitwärts nach einem gewölbten Gange. Als es nun noch einige Schritte gethan hatte, verschwand es plötzlich. Bisher hatten die feurigen Augen des Gespenstes dem Herrn anstatt einer Laterne gedient; aber nun war alles um ihn her stockfinster. Mancher andre in seiner Stelle wäre gewiss stehen geblieben und umgekehrt; denn er hatte bemerkt, dass mehrere Personen vor dem Gespenste hergingen. Diese waren jetzt ebenfalls verschwunden, und er konnte leicht denken, dass er mit mehrern Feinden zu thun bekommen würde. Dennoch ging er vorwärts, um das Ende des Ganges zu finden. Allein kaum hatte er noch einige Schritte gethan, so fiel er in eine Gruft hinunter, auf eine Lage von Heu und Stroh. Glücklicher Weise war er so gefallen, dass er sich mit seinem Gewehre nicht beschädigte; doch ging die Pistole los, weil er den Hahn vorher gespannt hatte. So wie der Schuss knallte, sprangen vier starke Kerl mit Lichtern hervor, und einer von ihnen redete ihn mit donnernder Stimme an: Verwegener, was unterstehest du

dich, hieher zu kommen? — Ohne erſt eine Antwort abzuwarten, packten ſie ihn darauf, und ſchleppten ihn in ein Zimmer, das ſchön aufgeputzt, und mit koſtbarem Geräthe verſehen war. Hier ſaſsen an einem Tiſche mehr als zwanzig Perſonen, die zum Theil von vornehmen Stande zu ſein ſchienen. Eine Zeitlang ſahen ſie den Fremden ſchweigend an, ſo wie er ſie; dann aber rief einer: Tollkühner, wie durfteſt du es wagen, dich in dieſem Schloſſe aufzuhalten? Bereite dich zum Tode! Du muſst ſterben! — „Sterben?“ antwortete der unerſchrockne Mann; „meinethalben. Aber glaubt mir, daſs euch mein Tod theuer zu ſtehen kommen wird.“ Über dieſe Worte wurden alle ſehr erbittert, und befahlen, daſs man ihn ſogleich fort bringen ſollte. Die vier Kerl führten ihn hierauf in ein finſteres enges Loch neben dem Zimmer, und lieſsen ihn allein. Unterdeſſen berathſchlagte die Geſellſchaft, was wohl mit dem Fremden zu machen wäre; denn ſeine Drohung ſchien vielen doch etwas bedenklich. Der Gefangene konnte das meiſte von ihrer Unterredung verſtehen, und bekam dadurch neuen Muth. Es währte nicht lange, ſo wurde er wieder vorgeführt, und man fragte ihn, wer er wäre, was er zu verrichten hätte, und dergleichen mehr. Nun ſagte er ſeinen Na-

men und Stand, und ſetzte hinzu: der König hätte ihn mit ſehr wichtigen Aufträgen abgeſchickt, und würde, wenn ſie ihn ermordeten, ſeinen Tod gewiſs rächen. Lieſsen ſie ihm aber das Leben, ſo verſpräche er ihnen eidlich, daſs er nie etwas von dem, was ihm hier begegnet wäre, entdecken wollte. Die Geſellſchaft lieſs ihn wieder abtreten, und berathſchlagte aufs neue. Endlich ſtimmten die meiſten dahin, es ſei wohl das rathſamſte, ihm das Leben zu ſchenken, und ihn Verſchwiegenheit ſchwören zu laſſen. Dies geſchah. Nun brachte man den Fremden durch eine verborgne Thür an die Treppe, die zu ſeinem Schlafzimmer führte, und empfahl ihm nochmals, ſeinen Eid zu halten. Er ging mit leichterem Herzen hinauf, und wieder in ſein Zimmer. Da lag der Bediente in Todesangſt auf dem Bette. Als er ſeinen Herrn ſah, ward er gleichſam wieder lebendig, war vor Freude ganz auſser ſich, und that verſchiedene Fragen, auf die der Herr aber nur antwortete: „ich kann dir nichts erzählen. Sei nur ruhig; es iſt alles gut.“ So bald der Morgen anbrach, gingen beide zu dem Pfarrer zurück. Dieſer erſtaunte und freuete ſich, daſs er ſie wieder ſah. Auch er wünſchte zu wiſſen, wie es ihnen ergangen wäre; allein der Fremde ſagte ihm nichts, und auch der Bediente ſchwieg,

weil

weil ſein Herr es befohlen hatte. Nach dem Frühſtücke nahm der Fremde Abſchied, dankte dem Pfarrer für die gute Aufnahme, und ſchenkte ihm zum Andenken eine goldne Uhr. Dann ſetzte er ſeine Reiſe ungehindert fort, und kam in einiger Zeit glücklich wieder zu Hauſe an.

Ungefähr ein Jahr nachher ſaſs dieſer Herr eben mit einigen guten Freunden zu Tiſche, als ihm gemeldet wurde: es wäre ein fremder Reitknecht im Hofe angekommen, der ihn ſelbſt zu ſprechen wünſchte. Der Reitknecht war zu Pferde, und hatte noch zwei ſehr ſchöne Handpferde bei ſich. Dieſe gab er einem Bedienten zu halten; dann überreichte er dem Herrn einen Brief, und ſagte: eine Ihnen bekannte Geſellſchaft hat das Vergnügen, Ihnen mit dieſen Pferden ein Geſchenk zu machen. Kaum hatte er dies geſagt, ſo ſprengte er wieder zum Hofe hinaus. In dem Briefe lag eine ſchwere Goldmünze, und der Inhalt deſſelben war: „die unterirdiſche Geſellſchaft, welche Sie vor einem Jahre haben kennen lernen, dankt ihnen auf das verbindlichſte für Ihre bisherige Verſchwiegenheit. Jetzt aber ſind Sie von Ihrem Eide los, da die Geſellſchaft den Aufenthalt unter dem bewuſsten Schloſſe verlaſſen hat. Ihren Zweck und ihre Beſchäftigung können Sie aus der beiliegenden

Münze ſehen.“ Nun erzählte der Herr ſeinen Gäſten den ganzen Vorfall, von dem er bisher noch niemanden ein Wort geſagt hatte. Alle freueten ſich über den glücklichen Ausgang der Begebenheit, die für einen weniger herzhaften Mann ſehr traurig hätte ablaufen können; und alle bewunderten auch die Liſt, mit welcher die falſchen Münzer ihr ſtrafbares Gewerbe zu verbergen gewuſst hatten.

7.

Zuweilen treffen ſo ſeltne und ſonderbare Umſtände zuſammen, daſs eine an ſich ganz natürliche Sache das Anſehen bekommt, als ob ſie nicht natürlich wäre.

In einer Wachtſtube ſaſsen einmal an einem Winterabend die Soldaten beiſammen, und ſpielten Karte. Einer von ihnen, welcher viel Geld verlohren hatte, fing an entſetzlich zu fluchen und ſich zu verwünſchen. Seine Kameraden ſuchten ihn zu beſänftigen, und baten ihn, er möchte doch das ſchreckliche Fluchen unterlaſſen. Allein das machte ihn nur noch wüthender; er ſchrie laut: der Teufel ſoll mich holen! und was des Unſinnes mehr war. Mitten unter dieſen Verwünſchungen ſprang auf einmal der Ofen mit einem fürchterlichen Knall entzwei. Die Stücke flo-

gen in der Stube umher und den Soldaten an die Köpfe; die helle Flamme fchlug hervor, und fchien fie ergreifen zu wollen. Die Soldaten dachten, der Teufel, den ihr unvernünftiger Kamerad herbei gerufen hatte, wäre fchon da. Sie fprangen, fo gefchwind fie nur konnten, zur Thür hinaus, und einige ftürzten halb todt vor Schreck auf die Erde. Bald ging nun in der ganzen Stadt das Gerücht: der Teufel wäre in der Wachtftube erfchienen, weil ein unvernünftiger, ruchlofer Menfch ihn gerufen hätte. Viele Leute zweifelten um fo weniger an der Wahrheit diefes Gerüchtes, da mehrere von den Soldaten betheuerten, fie hätten ihn leibhaftig mit Hörnern und Bocksfüfsen (wie abergläubifche Leute fich den Teufel vorzuftellen pflegen) gefehen.

Erft nach ziemlich langer Zeit erfuhr man die wahre Urfache diefes ganz natürlichen Vorfalls. Die Wachtftube ftiefs dicht an ein Beckerhaus, welches nur durch eine dünne, hin und wieder fchadhafte Wand von ihr getrennt war. An der Wand hatte der Becker Scheitholz liegen, und von diefem zogen die Soldaten zuweilen einige Stücke durch die Löcher, wann fie fich eine recht warme Stube machen wollten. Der Becker merkte dies endlich, und wollte nun hinter die Wahrheit kommen, oder den Holzdieben einen Streich

fpielen. Er nahm fich vor, in einige Scheite Löcher zu bohren, fie mit Pulver zu füllen, und die Löcher dann wieder zu verkeilen. Dies hatte er gerade an dem Tage gethan, und die mit Pulver gefüllten Scheite fo gelegt, dafs fie jemand, der durch die Wand griff, bequem faffen konnte. Am Abend nahmen die Soldaten wirklich eins davon mit, und warfen es in den Ofen. Gerade, als der Soldat fich fo unfinnig betrug, wurde das Pulver angezündet, und der Ofen zerfprengt.

8.

Der Aberglaube, dafs es Menfchen gebe, welche mit Hülfe des Teufels übernatürliche Dinge thun, oder hexen und zaubern können, ift ebenfalls fehr fchädlich, und hat befonders in vorigen Zeiten viel Böfes geftiftet. Von unzähligen Beifpielen follt ihr nur Eins hören.

In einem gewiffen Dorfe lebte ein Bauer, Namens Rafch, der in der ganzen Gegend umher als ein ungewöhnlich luftiger, muntrer und kluger Kopf bekannt war. Keine Hochzeit wurde gefeiert, kein Schmaus gegeben, wozu man den luftigen Rafch nicht einlud, weil er durch feine Späfse die ganze Gefellfchaft erheiterte. Dabei war Rafch auch aufserordentlich ftark. Wann eine Schlägerei unter den Bauern entftand, brachte er fie bald

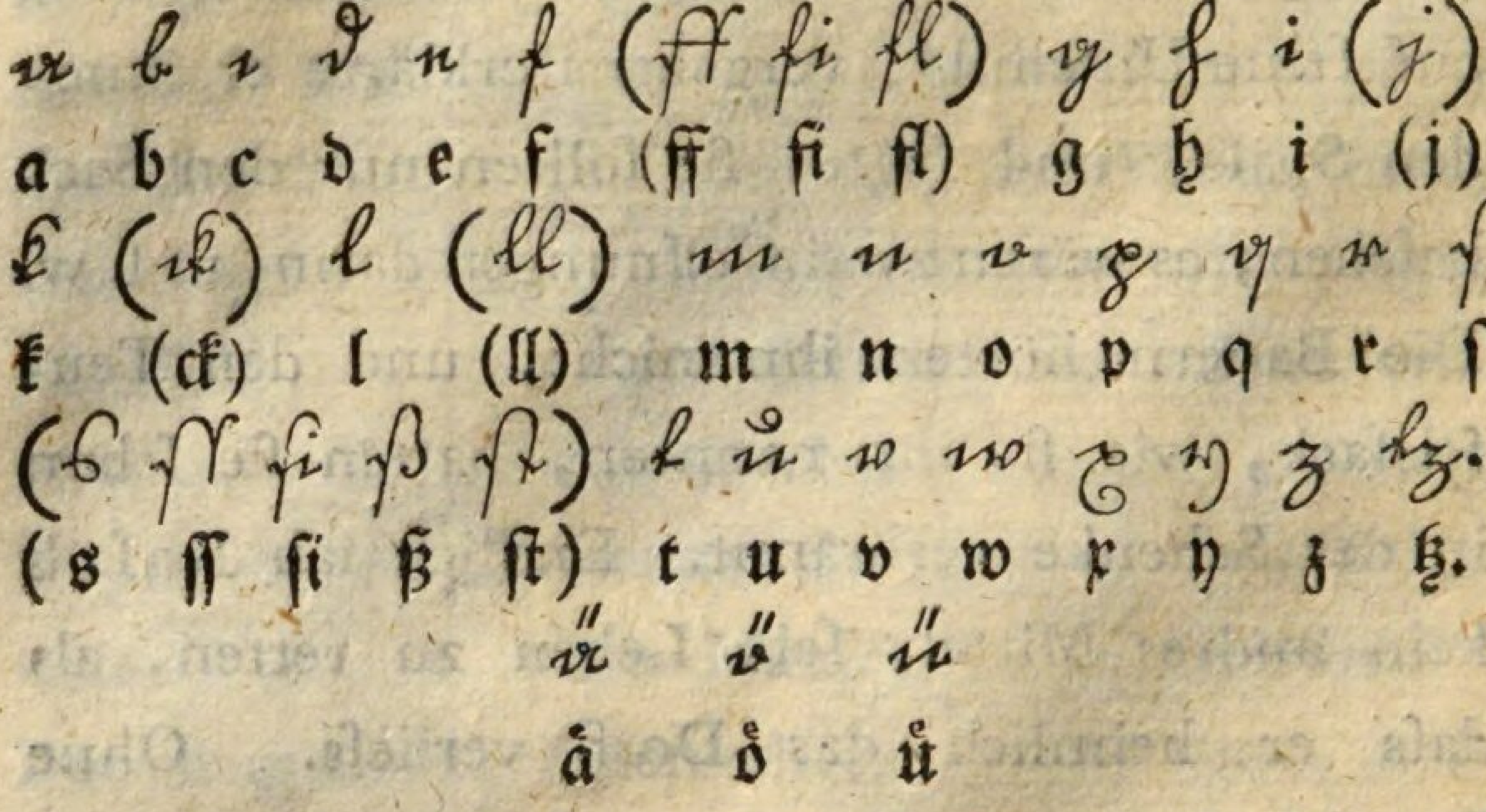
wieder aus einander, und nöthigte sie durch blosse Drohungen, Ruhe und Frieden zu halten. Er hatte sich nämlich durch seine Stärke in ein solches Ansehn gesetzt, dass es niemand mehr wagte, sich an ihm zu vergreifen. Einige sagten sogar: es ginge mit seiner Stärke nicht natürlich zu; er könnte sich fest machen. Rasch liess sie bei dieser Meinung; denn sie war ihm vortheilhaft, weil man ihn desto mehr fürchtete. Wurde er von jemanden ein Hexenmeister genannt, so lachte er, und schwieg. Dadurch bestärkte er die Leute in ihrem Aberglauben. Einmal fragte man ihn, ob er nicht Mäuse machen könne; und er antwortete nach seiner gewöhnlichen spashaften Art: ei ja wohl! warum das nicht? Nun drang man in ihn, er möchte einmal eine Probe machen. Endlich sagte er: wartet bis den nächsten Sonntag; dann will ich es thun.

Das ganze Dorf sprach jetzt von nichts, als von dem Hexenmeister Rasch und seiner Kunst, Mäuse zu machen. Rasch gab sich unterdessen alle Mühe, so viele lebendige Mäuse, als möglich, zu fangen, und es gelang ihm auch, dass er gegen zwei Duzend bekam. Am Sonntage nach der Kirche versammelten sich alle Einwohner des Dorfes, Gross und Klein, in der Schenke, wo das Kunststück gemacht werden sollte. Rasch kam mit einem grossen

Sacke, der in der Mitte zuſammen genähet war, und ſowohl oben als unten eine Oeffnung hatte. Die eine Hälfte des Sackes war leer; in der andern befanden ſich die lebendigen Mäuſe. Mit dieſem Sacke ſtellte ſich Raſch auf den Tiſch, der dicht an der Wand ſtand, und ſagte: „Seht, der Sack iſt leer. (Er zeigte nämlich nur die leere Hälfte; die andere verbarg er.) Bringet mir aber vier und zwanzig Kieſelſteine, und werfet ſie hinein, ſo will ich euch eben ſo viele Mäuſe daraus machen.“ Den Augenblick liefen einige Jungen fort, holten die Kieſelſteine, und warfen ſie in den Sack. Raſch drehete ſich nun auf dem Tiſch um, mit dem Geſichte nach der Wand hin, murmelte einige unbedeutende Wörter, wendete ſich dann wieder zu den Bauern, und öffnete die andere Hälfte des Sackes, worin die Mäuſe waren. Dieſe ſprangen natürlicher Weiſe mit der gröſsten Geſchwindigkeit heraus, und liefen in der Stube herum. Hätte der unglückliche Raſch die traurigen Folgen ſeines Spaſses vorausgeſehen, ſo würde er ihn gewiſs nicht gemacht haben. Die abergläubiſchen Leute bildeten ſich wirklich ein, er hätte die Steine in Mäuſe verwandelt. Es entſtand daher ein ſchrecklicher Tumult, und auf allen Seiten wurde geſchrieen: fort mit dem Teufelskünſtler! Raſch flüchtete, als die Menge

auf ihn einſtürmte, mit Lebensgefahr durch das Fenſter aus dem Wirthshauſe. Er ſuchte Sicherheit in ſeinem Hauſe; aber auch dahin verfolgte man ihn. Vergebens berief er ſich auf ſeine Unſchuld; vergebens erklärte er ihnen den Spaſs, und ſagte: ſie ſollten nur den Sack beſehen; es wären zwei Oeffnungen darin, u. ſ. w. Die Bauern hörten ihn nicht, und den Teufelsſack, wie ſie ihn nannten, hatten ſie ſchon in der Schenke verbrannt. Endlich ſah Raſch kein andres Mittel, ſein Leben zu retten, als daſs er heimlich das Dorf verlieſs. Ohne Zweifel hatte er Feinde und Neider, welche aus Bosheit die übrigen aufhetzten. Alles Unglück, das ſeit langer Zeit in dem Dorfe und in der Gegend umher geſchehen war, ſchrieb man nun dem unſchuldigen Raſch zu. Bald kam es ſo weit, daſs die Bauern ihn vor Gericht verklagten. Da zwang man ihn denn durch die grauſamſten Martern zu dem Geſtändniſſe, daſs er hexen könne, und nun wurde er nach den Geſetzen der damaligen Zeit ſchmählich hingerichtet.

Current=Schrift.



Briefe von Wilhelm an August.

Erster Brief.

Mein lieber August,

Deine Schwester hat uns gemeldet, daß Du jetzt anfängst, Geschriebenes lesen zu lernen. Das freuet mich; denn nun kann ich Dir doch manchmal schreiben, was hier Neues vorfällt, und Du weißt wohl, daß in einer so großen Stadt, wie Berlin, alle Tage

p q r ſ (s) t u v w x y z tz.

Current=Schrift.

A	B	C	D	E	F	G	H	J	K	L	M
A	B	C	D	E	F	G	H	J	K	L	M
N	O	P	Q	R	S	T	U	V	W	X	
N	O	P	Q	R	S	T	U	V	W	X	
Y	Z										
Y	Z.										

Briefe von Wilhelm an August.

Erster Brief.

Mein lieber August,

Deine Schwester hat uns gemeldet, daß Du jetzt anfängst, Geschriebenes lesen zu lernen. Das freuet mich; denn nun kann ich Dir doch manchmal schreiben, was hier Neues vorfällt, und Du weißt wohl, daß in einer so großen Stadt, wie Berlin, alle Tage

etwas Neues zu hören und zu sehen ist. Als Du mit Deinen lieben Eltern bei uns zum Besuch warest, da sagtest Du öfters: Ach! wenn ich doch hier bleiben dürfte! Auf dem Lande ist alles still und einsam; man hat nicht die geringste Veränderung. Zeit und Weile wird mir lang, wenn ich den ganzen Tag so vor der Thür sitze, und immer wieder dasselbe sehe, was ich schon so oft gesehen habe.

Nun, mein Lieber, ich kann zwar nicht machen, daß du dort Neuigkeiten siehst und hörst: aber zu lesen kann ich sie Dir geben, so wie ich sie hier sehe oder höre; und das soll recht fleißig geschehen. Es war Schade, daß Du im vorigen Herbst nach Hause reisen mußtest. Hättest Du nur noch bis zum Frühjahr bei uns bleiben dürfen, so würdest Du die Kunststücke gesehen haben, mit denen

etwas Neues zu hören und zu sehen ist. Als Du mit Deinen lieben Eltern bei uns zum Besuch warest, da sagtest Du öfters: Ach! wenn ich doch hier bleiben dürfte! Auf dem Lande ist alles so still und einsam; man hat nicht die geringste Veränderung. Zeit und Weile wird mir lang, wenn ich den ganzen Tag so vor der Thür sitze, und immer wieder dasselbe sehe, was ich schon so oft gesehen habe.

Nun, mein Lieber, ich kann zwar nicht machen, daß Du dort Neuigkeiten siehst und hörst: aber zu lesen kann ich sie Dir geben, so wie ich sie hier sehe oder höre; und das soll recht fleißig geschehen. Es war Schade, daß Du im vorigen Herbst nach Hause reisen mußtest. Hättest Du nur noch bis zum Frühjahr bei uns bleiben dürfen, so würdest Du die Kunststücke gesehen haben, mit denen

uns jetzt ein Künstler viel Vergnügen macht. Mein Vater hat mich fast jedesmal mit hingenommen, und mir auch Verschiedenes erklärt, wie es gemacht wird. Wenn man so zusieht, so sollte man darauf schwören, es wäre Hexerei. Aber der Künstler sagt selbst, daß alles natürlich zugeht, und einige Stücke hat mein Vater so gar zu Hause nachgemacht. Ich muß Dir doch diese Kunststükke, so viel ich davon gesehen habe, beschreiben.

Eins der ersten, die der Künstler machte, war dieses: Er setzte einen silbernen Becher auf den Tisch, und fragte die Zuschauer, ob nicht einige unter ihnen Federmesser bei sich hätten. Es fanden sich gleich mehrere, und ich selbst hatte auch eins bei mir. Darauf bat er sich drei aus, die man an der Schale leicht unterscheiden könn=

und jetzt ein Künstler viel Vergnügen macht. Mein Vater hat mich fast jedesmal mit hingenommen, und mir auch Verschiedenes erklärt, wie es gemacht wird. Wenn man so zusieht, so sollte man darauf schwören, es wäre Hexerei. Aber der Künstler sagt selbst, daß alles natürlich zugeht, und einige Stücke hat mein Vater so gar zu Hause nachgemacht. Ich muß Dir doch diese Kunststükke, so viel ich davon gesehen habe, beschreiben.

Eins der ersten, die der Künstler machte, war dieses: Er setzte einen silbernen Becher auf den Tisch, und fragte die Zuschauer, ob nicht einige unter ihnen Federmesser bei sich hätten. Es fanden sich gleich mehrere, und ich selbst hatte auch eins bei mir. Darauf bat er sich drei aus, die man an der Schale leicht unterscheiden konn-

te. Ich gab das meinige hin, welches eine rothe Schale hatte; und so bekam er noch von zwei Andern eins mit einer schwarzen, und eins mit einer grünen Schale. Nun sagte er: Geben Sie Acht! Ich will diese drei Federmesser in den Becher thun, und dann soll auf meinen Befehl das, welches Sie verlangen, von selbst wieder heraus springen. Es mußte also jemand im Namen der Gesellschaft sagen, welches von den dreien heraus springen sollte. Man rief: das rothe! — Ich freuete mich, daß es gerade meines war. Der Künstler that nun die drei Federmesser in den Becher, ging einige Schritte vom Tische zurück, und befahl dem rothen, wieder heraus zu springen. Auf den ersten Befehl kam es nicht gleich; er hatte aber kaum noch ein paarmal gerufen, da sprang mein rothes

te. Ich gab das meinige hin, welches eine rothe Schale hatte; und so bekam er noch von zwei Andern eins mit einer schwarzen, und eins mit einer grünen Schale. Nun sagte er: Geben Sie Acht! Ich will diese drei Federmesser in den Becher thun, und dann soll auf meinen Befehl das, welches Sie verlangen, von selbst wieder heraus springen. Es mußte also jemand im Namen der Gesellschaft sagen, welches von den dreien herausspringen sollte. Man rief: das rothe! — Ich freuete mich, daß es gerade meines war. Der Künstler that nun die drei Federmesser in den Becher, ging einige Schritte vom Tische zurück, und befahl dem rothen, wieder heraus zu springen. Auf den ersten Befehl kam es nicht gleich; er hatte aber kaum noch ein paarmal gerufen, da sprang mein rothes

Messer hervor. Du kannst denken, daß wir alle darüber erstaunten.

Ich war nun sehr begierig, zu wissen, wie er das wohl möchte gemacht haben, und erfuhr nachher, es wäre unten auf dem Boden des Bechers eine verborgene Springfeder künstlich angebracht, die das darauf stehende Messer in die Höhe schnellte. Freilich gehört aber noch eine Vorbereitung dazu, damit dies nicht eher und nicht später geschieht, als es der Künstler haben will. — Was eine Springfeder ist, laß Dir von Deinem lieben Vater erklären.

Für heute genug. Das nächstemal erzähle ich Dir wieder etwas. Unterdessen lebe wohl, und grüße Deine Geschwister von mir.

Berlin, den 3ten März 1796.

Wilhelm Richter.

Men=

Menschen hervor. Du kannst denken, daß wir alle darüber erstaunten.

Ich war nun sehr begierig, zu wissen, wie er das wohl möchte gemacht haben, und erfuhr nachher, es wäre unten auf dem Boden des Bechers eine verborgene Springfeder künstlich angebracht, die das darauf stehende Menschen in die Höhe schnellte. Freilich gehört aber noch eine Vorbereitung dazu, damit dies nicht eher und nicht später geschieht, als es der Künstler haben will. — Was eine Springfeder ist, laß Dir von Deinem lieben Vater erklären.

Für heute genug. Das nächstemal erzähle ich Dir wieder etwas. Unterdessen lebe wohl, und grüße Deine Geschwister von mir.

Berlin, den 3ten März 1796.

Wilhelm Richter.

Zweiter Brief.

Ich hätte Dir gern schon vor acht Tagen wieder geschrieben, lieber August; aber ich hatte wirklich nicht Zeit. Mein Bruder, der in Königsberg die Handlung lernt, war zum Besuch hier, und da gab es so viel zu plaudern, daß ich nicht zum Schreiben kommen konnte. Jetzt sollst Du aber gewiß alle Woche regelmäßig einen Brief von mir erhalten, wenn ich nicht etwa krank werde. Das Liebste ist Dir doch vermuthlich die Nachricht von den Kunststücken; und damit will ich auch nur gleich fortfahren.

Der Künstler hatte ein kleines Männchen, (nämlich eine Maschine, in Gestalt eines Männchens), welches wie ein Türke gekleidet war. Dieser Türke stand auf dem Tische, und hielt in der

linken Hand ein Glöckchen, und in der rechten einen kleinen Hammer, mit dem er auf das Glöckchen schlagen konnte. Der Künstler hob ihn in die Höhe, um den Zuschauern zu zeigen, daß er nicht mit dem Tische zusammen hinge. Dann stellte er ihn wieder an seinen Ort, und fragte ihn: willst du mir eine Verbeugung machen? Der Türke schüttelte den Kopf, und verneinte es also. Nun fragte der Mann ihn weiter: willst du der Gesellschaft durch ein Kompliment deine Hochachtung bezeugen? Jetzt nickte der Türke mit dem Kopfe; und zugleich verneigte er sich auch nach der rechten und linken Seite, wo Zuschauer standen. Nun wurden noch verschiedene Fragen an ihn gethan, und er beantwortete sie jedesmal richtig, entweder mit Kopfnicken, oder mit Kopfschütteln, oder so, daß er mit

den Hammer an das Glöckchen schlug. Ein Zuschauer mußte z. B. eine Karte aus einem vollständigen Spiele ziehen, und der Türke gab durch Schläge an das Glöckchen an, daß es eine Sieben war, ohne daß der Künstler die Karte gesehen, oder sich dem Türken genähert hatte. Auf eben die Art zeigte er auch an, wie viel Augen jemand mit Würfeln warf, und dergleichen mehr.

Daß die Maschine dies alles von selbst thut, oder gar weiß, was die Zuschauer vornehmen, das wirst Du wohl nicht glauben. Ich glaubte es eben so wenig, als ich es sah; aber wunderbar kam es mir doch immer vor, da ich nicht begreifen konnte, wie es zuginge, daß ein Mensch die Maschine bewegte und regierte: denn sie stand ja, wie es schien, frei

auf dem Tische. Aber darin besteht eben die größte Kunst solcher Künstler, oder Taschenspieler, daß sie alles zu verstecken wissen, und daß man die wahre Beschaffenheit nicht leicht erräth. Mein Vater sagte mir nachher, es hinge eigentlich so zusammen: Hinter einer Wand wäre der Gehülfe des Künstlers versteckt, der alles, was in der Gesellschaft vorginge, sehen und hören könnte, aber von den Zuschauern nicht gesehen würde. Diese verborgene Person regiere die Maschine durch einen Drath, welcher unter dem Fußboden wegliefe, und durch die hohlen Tischfüße bis an den Ort, wo die Maschine steht, gezogen sei. Der Tisch ist nämlich mit einer Tapete bedeckt; daher kann man das Loch und den Drath nicht sehen. Auf die Weise kann also der Gehülfe die Maschine nach Be-

lieben ersinnen. Ist das nicht recht fein ausgedacht? Künftig mehr.

Lebe wohl.

Berlin, den 17ten März 1796.

M. R.

Dritter Brief.

Was ich Dir heute zu erzählen habe, wird Dir noch viel wunderbarer scheinen, als das in meinem vorigen Briefe.

Der Künstler nahm zwei Eier, überreichte sie einer Dame in der Gesellschaft, und sagte, sie möchte eins davon wählen, welches ihr beliebte. Die Dame wählte eins. Er nahm es nun aus ihrer Hand, und zerbrach es vor den Augen aller Zuschauer. Jedermann sah, daß es ein natürliches frisches Ei war. Dies erinnerte der Künstler auch, und setzte hinzu: ich überließ Ihnen die freie Wahl zwischen den beiden Eiern; und

wenn Sie dieses Ei, welches ich noch unversehrt in meiner Hand halte, gewählt hätten, so würden wir es auch natürlich und frisch gefunden haben. Jetzt aber merken Sie auf! In diesem Augenblikke wird eine Veränderung mit dem Ei vorgegangen seyn. Nun zerknikte er die Schale an dem einen Ende ein wenig; da gukte ein Mäuseköpfchen hervor. Ha! rief er; ein Mäuschen! — Die Frauenzimmer schrieen bei diesem Anblik laut auf, als ob sie grauete. Gut, gut! sagte der Mann; wir wollen das Mäuschen in ein Vögelchen verwandeln. Er zerbrach die Schale etwas weiter; und auf einmal schlüpfte ein schönes Kanarienvögelchen hervor. Alle Frauenzimmer bezeugten ihre Freude durch Händeklatschen. Er gab das Vögelchen einer Dame in die Hand; aber kaum hatte sie es

angefaßt, so starb es auch schon. Sie und alle Zuschauer bedauerten den Tod des Thierchens. Der Künstler nahm es hinauf, und legte es auf einen Tisch unter ein Glas. Nach einigen Minuten hob er das Glas wieder auf. Jetzt flatterte das für todt gehaltene Vögelchen munter umher, und flog endlich weg.

Du wirst nun gern wissen wollen, wie er das alles gemacht hat; aber das kann ich Dir nicht sagen: denn ich habe es nicht recht behalten, als es mir erklärt wurde. So viel ist wohl gewiß, daß der Künstler das Mäuseköpfchen und das Vögelchen schon vorher in das Ei gebracht haben muß; denn hinein hexen konnte er es ja nicht. Das Wiederaufleben unter dem Glase soll er mit einer gewissen Luftart, die man Lebensluft nennt, bewirkt haben. Diese Luft=

art gebrauchen auch die Aerzte, wenn sie einen erstickten Menschen wieder zum Leben verhelfen wollen.

Ein anderes Stückchen, das sehr lustig war, und über das wir recht viel lachten, ist leichter zu begreifen. Du kannst es auch selbst nachmachen, wenn Du willst. Der Künstler ließ nämlich einen gebratenen Kalbskopf auf den Tisch setzen; und der fing auf einmal an zu blöken. Zu diesem Spaß hat man weiter nichts nöthig, als einen Laubfrosch, den man in ein Schächtelchen voll Löcher setzt, das mit grünem Laube belegt ist. Kurz zuvor, ehe der frisch gebratne Kalbskopf auf den Tisch gebracht wird, schiebt man die Schachtel mit dem Laubfrosche in das Maul desselben. Dem Frosche wird vor Hitze bald angst und bange; daher fängt er an zu

schreien, und seine Stimme klingt dann nicht anders, als ob ein Kalb blökte.

Was meinst Du, wenn Du einmal den Kindern im Dorfe mit diesem Stückchen eine Lust machtest? — Aber Du müßtest ihnen auch zeigen, wie es zugeht; sonst möchten sie Dich wohl gar für einen Zauberer halten.

Lebe wohl. Ueber acht Tage schreibe ich Dir wieder.

Berlin, den 24sten März 1796.

M. R.

Vierter Brief.

Diesmal will ich Dich ein Weilchen rathen lassen, wie folgende Kunststückchen wohl gemacht seyn mögen.

Auf dem Tische stand ein Tintenfaß mit allem, was zum Schreiben nöthig ist. Einer von den Zuschauern wurde ersucht, auf

gewöhnliches Papier zu schreiben. Dies geschah. Der Künstler, welcher wohl sechs Schritte weit vom Tische stand, fragte: welche Farbe hat die Tinte? Der, welcher geschrieben hatte, antwortete: es ist gewöhnliche schwarze Tinte. Nun sagte der Künstler: schreiben Sie doch einmal, daß ich Ihnen hundert Thaler schuldig bin. Der Andere tauchte die Feder ein, und wollte damit schreiben; aber sie nahm keine Tinte an, so oft er auch eintunkte. Werfen Sie die Feder weg, sagte der Künstler, und nehmen Sie eine andere. Jener that es; allein diese Feder schrieb eben so wenig, wie die erste. Eben so versuchte er es wohl mit einem halben Duzend Federn vergebens, und mußte eine nach der andern weg werfen. Nun sagte der Künstler; nehmen Sie doch eine neue Feder, und schreiben Sie, daß

die mir hundert Thaler schuldig sind. Augenblicklich schrieb die Feder, und zwar mit rother Tinte. Jetzt fragte der Künstler: mit welcher andern farbigen Tinte soll nun geschrieben werden? Und so wie der Andere aufs neue eintauchte, war jedesmal die verlangte Tinte da: blau, grün, gelb, schwarz, und noch andere Farben. Wünschte Jemand von den Zuschauern, daß die Feder gar nicht schreiben sollte, so schrieb sie nicht, und wenn er auch noch so oft und noch so tief eintunkte. Dies konnte ein jeder, wer Lust dazu hatte, versuchen.

Ein andermal zeigte der Künstler ein Dutzend Schachteln vor, und ersuchte Jemanden, in eine derselben heimlich einen harten Thaler zu legen. Als dies geschehen war, ließ er alle Schachteln zugemacht neben einander auf den

Tisch stellen. Nun trat er, mit einem Stöckchen in der Hand, vor den Tisch, und hielt es über eine jede Schachtel, doch ohne sie damit zu berühren. Sobald das Stöckchen über die Schachtel kam, worin sich der Thaler befand, drehete es sich schnell um; und nun sagte der Künstler: in dieser Schachtel ist das Geld.

Jetzt strenge Dich an, lieber August, ob Du diese Stückchen selbst errathen kannst, und bitte dann Deine liebe Schwester, daß sie mir schreibt, was Du heraus gebracht hast. Ich will Dir sogleich antworten.

Berlin, den 31sten März 1796.

M. R.

Fünfter Brief.

Ich vermuthete es wohl, lieber August, daß Du Dir den Kopf vergebens zerbrechen würdest. Allein ob Du gleich den rechten Punkt

nicht getroffen hast, so sind doch Deine Erklärungen ziemlich sinnreich, und ich sehe, daß Du über die Aufgabe scharf nachgedacht hast. Jetzt will ich Dir sagen, wie man mir die beiden Kunststücke erklärt hat.

Bei dem ersten kommt es besonders auf die Einrichtung des Tintenfasses an. Der Boden desselben ist beweglich, und es stehen mehrere kleine Tintenfässer darauf. In dem einen befindet sich schwarze Tinte, in dem andern rothe, in dem dritten gelbe, u. s. w. Eins ist entweder ganz leer, oder die Tinte darin ist mit Oel vermischt; wenn man also in dieses eintunkt, so schreibt die Feder gar nicht. Der obere Theil des Tintenfasses hat in der Mitte, wie gewöhnlich nur Eine Oeffnung. So wie man nun den Boden drehet, kommt ein Tintenfaß nach dem andern unter die Oeffnung, und man kann also

nach Belieben bald das rothe, bald das grüne, bald das schwarze u. s. w. darunter bringen, so daß man durch eine und eben dieselbe Oeff=nung von oben bald in dieses, bald in jenes Gefäß tunkt. Der Tisch, auf welchem das Tintenfaß steht, hat auch eine besondere künstliche Einrichtung; daher kann der ver=steckte Gehülfe des Künstlers durch einen leisen Druck den Boden des Tintenfasses unmerklich drehen. Der, welcher schreibt, und die Zu=schauer, die nichts von dieser Ein=richtung wissen, glauben nun, die Feder werde immer in dasselbe Tintenfaß getaucht; und daher scheint das Stückchen so wunderbar.

Mit dem zweiten Kunststück geht es so zu: Die Schachteln ha=ben alle einen doppelten Boden. Wenn der obere gedrückt wird, so zieht er sich ein wenig hinunter, und bringt dadurch einen kleinen Riegel von außen zum Vorschein,

den man sonst nicht sehen kann. Wirft nun Jemand einen harten Thaler in eine von diesen Schachteln, so tritt der Nagel etwas hervor; dadurch entdeckt der Künstler, daß der Thaler darin liegt. Das Umdrehen des Stöckchens oder der Schachtel geschieht nur zum Schein, damit die Zuschauer glauben sollen, die Schachtel könne den verborgenen Thaler errathen.

Du wirst zwar wünschen, lieber August, daß ich Dir noch mehr von dem, was ich gesehen habe, schreiben soll; aber ich werde dies nur dann thun, wenn Du selbst schreiben gelernt hast, und mir auf meine Briefe antworten kannst. Uebe dich also fleißig, und sey versichert, daß ich gleich in meinen Erzählungen fortfahren werde, so bald Du mir selbst einen Brief geschrieben hast.

M. K.

Von

Von Ziffern und Zahlen. Vorbereitung zum Rechnen.

Gespräch eines Vaters mit seinem Sohne.

Der Sohn. Ist es denn wirklich Ihr Ernst, lieber Vater, daß Sie mir einmal eine Taschenuhr kaufen wollen, wie sie neulich versprachen? Ach, wenn ich sie nur schon hätte!

Der Vater. Und wenn du sie nun jetzt hättest, was wolltest du denn damit?

S. Ei! es sieht doch so hübsch aus. Junker Fritz weiß sich etwas rechts, daß er eine lange Uhrkette kann an den Beinkleidern herunter hangen lassen. Ich schäme mich fast, wann ich neben ihm gehe.

V. Eine Uhrkette? Nun, wenn dich die glücklich machen kann; die sollst du haben.

S. Ja, was hilft mir eine bloße Uhrkette? Fritz hat auch eine Uhr daran.

V. Du sagtest aber nur, es sähe hübsch aus, eine Uhrkette aus der Tasche hangen zu lassen; und das kann man ja, ohne daß man eben eine Uhr in der Tasche hat.

S. Wenn nun aber Jemand sagt, ich soll ihm meine Uhr zeigen, und ich habe keine, so werde ich ausgelacht.

V. Das könnte allerdings geschehen. Und meinst du wohl, daß man dich mit Unrecht auslachen würde? Ich glaube nicht. Man würde sagen: das ist ein dummer, stolzer Knabe; er prahlt mit einer Uhrkette, und kann doch noch keine Uhr haben.

S. Eben darum, lieber Vater, hätte ich gern eine ordentliche Uhr, so wie Sie.

V. Ich fürchte, mein Sohn, man würde dich jetzt sogar auslachen, wenn du wirklich eine Uhr trügest.

S. Ei, warum denn? Fritz wird doch nicht ausgelacht.

V. Fritz ist älter und größer, als du, und er kann eine Uhr brauchen.

S. Brauchen? wozu braucht man denn eine Uhr?

V. Das sollst du mir sagen.

S. Ach, ich weiß schon; man sieht daran, was es geschlagen hat.

V. Richtig. Kannst du aber das sehen? — Hier ist meine Uhr. Sage mir einmal, welche Stunde ist es jetzt?

S. Das weiß ich nicht; ich kenne die Zeichen da nicht, und weiß nicht, was sie bedeuten.

V. Also würde dir auch eine Uhr ganz unnütz seyn.

S. Wenn Sie nun aber so gütig wären, und mich lehrten, wie man die Zeichen da auf der Uhr zu verstehen hat?

V. Das will ich gern thun. Sei nur recht auf-

merksam. — Wie nennt man denn die weiße Scheibe, worauf die schwarzen Figuren gezeichnet sind?

S. Ich will mich einmal besinnen; ich habe es gewußt. — Ja, das Zifferblatt.

V. Richtig. Die Figuren oder Zeichen heißen Ziffern, und von diesen hat die Scheibe, oder das Blatt, den Namen Zifferblatt.

S. Aber was bedeuten denn die Ziffern?

V. Kannst du zählen?

S. Was ist das: zählen?

V. Sieh einmal zu, wie viel du Finger an deiner linken Hand hast.

S. Eins, zwei, drei, vier, fünf.

V. Jetzt hast du gezählt, oder mehrere Dinge von einerlei Art (nämlich deine Finger) zu einander gethan.

S. Ach so! nun versteh' ich es. Sie wollten mir ja aber sagen, was die Ziffern bedeuten?

V. Ganz recht. Höre nur weiter! Wenn man zählt, so denkt oder nennt man Zahlen, z. B. wenn du sagst: Eins, zwei, drei, vier, fünf; so sprichst du Zahlen aus, denn jene Wörter sind Zahlwörter. Willst du nun diese Zahlen mit Zeichen auf eine Tafel oder auf Papier schreiben, so kann das mit Ziffern geschehen. Begreifst du jetzt wohl, was Ziffern sind, und was sie bedeuten?

S. Sie sind Zeichen von Zahlen, oder Zahlzeichen, und bedeuten auch Zahlen.

V. Nun sieh wieder her auf meine Uhr. Wie heißen die schwarzen Figuren auf dem Zifferblatte.

S. Ziffern.

V. Und was bedeuten die Ziffern?

S. Zahlen.

V. Was denkst du dir bei dem Worte Zahlen?

S. Ich denke mir dabei etwas, das man zählt, oder mehrere Dinge von Einer Art.

V. Was mag man nun hier wohl gezählt und mit Ziffern bezeichnet haben?

S. Das weiß ich nicht.

V. Du weißt doch, daß man Tag und Nacht in Stunden eintheilt? Z. B. Des Morgens um sechs Uhr stehst du auf; Mittags um zwölf Uhr wird Mittagsbrot, und Abends um sieben Uhr Abendbrot gegessen.

S. O, die Stunden habe ich mir schon lange gemerkt.

V. Nun, eben diese Stunden sind hier mit Ziffern bezeichnet, und die Ziffern drücken also die Zahl der Stunden aus. — Wie weit kannst du von Eins an zählen und die Zahlen aussprechen?

S. Ich will versuchen. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn. —

V. Dann zählt man fort: elf, zwölf, dreizehn, vierzehn, funfzehn, sechzehn, siebzehn, achtzehn, neunzehn, zwanzig, ein und zwanzig, zwei und zwanzig, und so weiter. Auf zwanzig folgt dreißig; dann zählt man wieder eben so: ein und dreißig, zwei und dreißig — bis vierzig; dann funfzig, sechzig, siebzig, achtzig, neunzig, hundert. — Du mußt dich fleißig üben, daß du ohne Anstoß bis hundert zählen lernst.

Hier sind die Stunden bis zwölf gezählt, und die Zahlen, wie du siehst, sind mit folgenden Ziffern bezeichnet:

I	II	III	IIII	V	VI	VII	VIII
Eins	Zwei	Drei	Vier	Fünf	Sechs	Sieben	Acht

VIIII (oder IX, welches ebenfalls Neun bedeutet) Neun.

X	XI	XII
Zehn	Elf	Zwölf.

S. Das ist also die Bedeutung der Ziffern! Nun will ich mich schon finden. — Ich sollte Ihnen ja vorhin sagen, auf welche Stunde der Zeiger hinwiese. Jetzt kann ich es: er zeigt auf Fünf.

V. Getroffen! — Aber sieh einmal die kleinen Figuren, welche über den großen stehen. Kennst du die auch?

S. Nein.

V. Das sind wieder Ziffern, aber eine andre Art, als jene großen, und wenn du jedesmal recht genau wissen willst, was es an der Zeit ist, so mußt du auch diese kennen lernen.

S. Wie so?

V. Diese Ziffern zeigen die Minuten an. Man theilt nämlich eine Stunde in sechzig gleiche Theile ein, und nennt diese Theile: Minuten. Sieh hier die kleinen Striche und Pünktchen, die rings herum auf dem Zifferblatt in gleicher Entfernung von einander stehen; wenn du sie zählst, so wirst du finden, daß es gerade sechzig sind. Es folgen allemal vier Striche hinter einander, und das fünfte ist immer ein Punkt. Ueber jedem Punkte steht eine Ziffer. Diese nennt die Zahl der Striche. Wenn man nun wissen will, wie viele Minuten von einer Stunde schon verflossen sind,

so braucht man nur die Ziffer anzusehen, und hat nicht erst nöthig, die einzelnen Striche zu zählen.

S. Das ist wirklich recht bequem. Auf die Art kann man ja aber wohl eine Zahl auch mit Strichen oder Punkten bezeichnen?

V. Allerdings. Das ist die natürlichste und einfachste Art; aber viel mühsamer und unbequemer, als die Bezeichnung mit Ziffern. Ich will dir hier die verschiednen Arten, wie man Zahlen bezeichnen und ausdrücken kann, neben einander stellen.

Eins	Zwei	Drei	Vier	Fünf	Sechs
·	· ·	· · ·	· · · ·	· · · · ·	· · · · · ·
I	II	III	IIII	V	VI
1	2	3	4	5	6

Sieben	Acht	Neun	Zehn	Elf	Zwölf
· · · · · · ·	· · · · · · · ·	· · · · · · · · ·	· · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · ·
VII	VIII	VIIII	X	XI	XII
7	8	9	10	11	12

Dreizehn	Vierzehn	Funfzehn	Sechzehn	Siebzehn
· · · · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · · · · · · ·
XIII	XIV	XV	XVI	XVII
13	14	15	16	17

Achtzehn	Neunzehn	Zwanzig	Ein und zwanzig.
· · · · · · · · · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · · · · · · · · · ·	· ·
XVIII	XVIIII	XX	XXI
18	19	20	21

So kann man nun auch die nächstfolgenden Zahlen bezeichnen, wenn man die Punkte immer mit Einem vermehrt. Du siehst aber leicht ein, daß es sehr mühsam ist, große Zahlen mit Punkten auszudrücken, oder auch viele Punkte, z. B. hundert, zusammen zu zählen, um die bezeichnete Zahl zu finden; deswegen nimmt man lieber Ziffern, und zwar zum gemeinen Gebrauch, vorzüglich beim Rechnen, lieber die kleinen, weil sie wieder bequemer sind, als die großen.

S. Das wollte ich auch schon sagen, daß man die kleinen viel geschwinder schreiben kann.

V. Freilich. Auch nehmen sie nicht so viel Raum ein. Lerne du also für jetzt nur die kleinen Ziffern erst recht kennen und Zahlen damit bezeichnen. Sprich einmal diese hier auf der Uhr, womit die Minuten bezeichnet sind, aus. Vergleiche sie nur mit denen im Buche, so kann es dir nicht schwer fallen.

S. Fünf, zehn, funfzehn, zwanzig.

V. Nun, die folgenden Ziffern?

S. Ja, die sehe ich im Buche nicht.

V. Es ist wahr, da stehen sie nicht; aber solltest du nicht errathen, wie man 25 ausspricht, da die Ziffern 21 wie du hier im Buche siehst, ein und zwanzig gelesen werden?

S. Etwa fünf und zwanzig?

V. Recht. Weiter: Wenn 20 ausgesprochen wird zwanzig; so heißt 30 — dreißig.

S. Die folgenden weiß ich schon: fünf und dreißig.

V. Gut. So nun ferner: vierzig, fünf und vierzig; funfzig —

S. Fünf und funfzig.

V. Und die letzten? — Sechzig. Siehst du? nun kannst du diese Ziffern alle lesen. Wiederhole sie gleich noch einmal.

Jetzt sage mir auch, auf welche Ziffern der lange Zeiger hier hinweiset?

S. Auf fünf und dreißig.

V. Also sind schon 35 Minuten nach fünf Uhr verflossen.

S. Ei, nun verstehe ich es. Ich freue mich recht! Nicht wahr, lieber Vater, nun kaufen Sie mir bald eine Uhr? Ich kann sie ja jetzt brauchen; und vorhin sagten Sie, Sie wollten mir darum keine geben, weil ich sie nicht brauchen könnte.

V. Brauchen, mein Sohn, heißt auch so viel, als nöthig haben. Hast du denn eine Uhr nöthig?

S. Je nun, ich könnte dann doch immer wissen, was es geschlagen hätte.

V. Eben das hast du nicht nöthig. Wann du aufstehen sollst, wecken wir dich, und zum Mittags- und Abendbrot wirst du auch gerufen; wozu brauchst du also zu wissen, was es geschlagen hat? — Erwachsne, welche bestimmte Geschäfte haben, und pünktlich bei ihren Arbeiten seyn wollen, müssen sich öfters nach Stunden und Minuten richten; und doch behelfen sich die meisten recht gut ohne Taschenuhr. Nein, mein Sohn, dir ist eine Uhr noch nichts nütze.

S. Sie haben Recht, lieber Vater. Ich will lieber noch warten, bis ich größer bin; denn jetzt könnte ich sie auch leicht verlieren oder verderben.

V. Es ist mir lieb, daß du das selbst einsiehst. Hast du doch nun bei dieser Gelegenheit die Ziffern kennen

und etwas zählen gelernt. Darin übe dich nur immer mehr, das wird dir sehr nützlich seyn. So bald ich wieder Zeit habe, werde ich dich prüfen, ob du den heutigen Unterricht recht verstanden und benutzt hast.

Fortsetzung.

V. Sieh hier, mein Sohn, in dem Kästchen liegen einzelne Ziffern, die du vermuthlich noch kennst. Lege sie einmal von Eins bis Neun auf dem Tische neben einander hin. — So ist es recht; hier habe ich aber eine Figur, die du einzeln noch nicht hast nennen hören. Suche nach, ob du sie in dem Buche findest.

S. O ja, sie steht bei den Zahlen zehn und zwanzig.

V. Richtig. Wenn sie einzeln steht, wie auf diesem Täfelchen, so heißt sie Null, und bedeutet Nichts; steht sie aber neben einer Ziffer zur Rechten, so bedeutet sie, daß man die Ziffer zehnmal nehmen soll, und deswegen sprechen wir 10 zehn, 20 zwanzig (die 2 zehnmal genommen), 30 dreißig, u. s. w. Mit diesen Ziffern von 1 bis 9 und mit der Null kann man alle mögliche Zahlen ausdrücken. Setze nun einmal funfzehn zusammen. Was für Ziffern gehören dazu?

S. Ich denke, 1 und 5; ich lege also 1 neben 5 hin, so: 15.

V. Ganz recht. Aber wenn ich nun 1 auf die rechte Seite lege, nämlich: 51; wie liesest du das?

S. Ein und funfzig.

V. Jetzt will ich die Zahl siebzig bezeichnen. Ich nehme 0 und 7, und lege sie so: 07. Ist das richtig?

S. Nein; die Null muß zur rechten Hand liegen: 70.

V. Wie würdest du drei und achtzig mit Ziffern ausdrücken? — wie zwei und neunzig? — wie hundert? *)

V. Das hast du gut begriffen. Kannst du aber auch die Zahlen von Eins bis Hundert, wie sie auf einander folgen, fertig hersagen? — Und wieder rückwärts von Hundert bis Eins? — Nun zähle mit 2 vorwärts, und sage: Zwei, Vier, Sechs, Acht u. s. w. Jetzt zurück: Hundert, Acht und Neunzig, Sechs und Neunzig, Vier und Neunzig, u. s. w.

Eben so lerne auch mit den übrigen Zahlen vorwärts und rückwärts zählen: Drei, Sechs, Neun, u. s. w.

Wie viel ist die Hälfte von Acht? von Zwölf? von Sechszehn? von Zwanzig? u. s. w.

Zähle zu Fünf noch Drei — Acht; zu Acht, Fünf — Dreizehn; zu Dreizehn, Sechs — Neunzehn. Zähle von Neunzehn Vier zurück — Funfzehn; von Funfzehn wieder Vier — Elf; von Elf, Drei — Acht.

V. Sieh, hier ist Geld, allerlei, kleine und große Stücke. Was ist dies für ein Stück?

S. Das kenne ich; es steht ja auch darauf: ein Pfennig.

V. Dafür giebt dir der Bäcker eine Semmel. Aber dies hier?

S. Darauf steht: drei Pfennige.

V. Dies gilt also dreimal so viel, als jenes; es

*) Dies muß so lange geübt werden, bis das Kind jede Zahl, die nicht über tausend geht, ohne Schwierigkeit bezeichnen, und alle, diese Zahlen bezeichnende, Ziffern aussprechen kann.

heißt auch ein Dreier. Bei dem Bäcker bekommst du dafür? — Drei Semmeln. Hier ist ein andres; wie viel gilt das?

S. Ich kenne es wohl; es ist ein Sechser, und gilt sechs Pfennige.

V. Aber lies einmal, was darauf steht.

S. Acht und vierzig einen Thaler.

V. Verstehst du das?

S. Nein.

V. Du sollst es gleich lernen. Erst lies aber, was auf diesen drei Stücken steht.

S. Vier und zwanzig einen Thaler. Zwölf einen Thaler. Ein Thaler.

V. Das letzte und größte Stück nennt man einen harten oder ganzen Thaler. Er allein gilt eben so viel, als zwölf Stück von diesen, welche Zweigroschen-Stücke heißen, und auch eben so viel wie vier und zwanzig von den kleinern, die man Groschen nennt.

S. So bedeuten gewiß die Ziffern 48 auf dem Sechser, daß ein Thaler 48 solche Stücke gilt?

V. Allerdings. Nun wollen wir das Geld noch einmal ansehen. Das ist ein Pfennig. Der Dreier gilt? — drei Pfennige. Der Sechser? — sechs Pfennige. Der Groschen? — zwölf Pfennige. Das Zweigroschenstück? — zweimal so viel; oder? — vier und zwanzig Pfennige.

Die Hälfte von einem Thaler heißt ein halber Thaler; wie viel enthält dieser wohl Zweigroschenstücke? — wie viele Groschen? — wie viele Sechser?

Nun will ich dir noch etwas zur eignen Uebung aufgeben, und dich dann gelegentlich fragen, ob du es herausgebracht hast.

Ein Jahr hat 12 Monate, ein Monat 4 Wochen, eine Woche 7 Tage, ein Tag (die Nacht mitgerechnet) 24 Stunden, eine Stunde 60 Minuten.

Wie viel Monate gehören zu einem halben Jahre? — Wenn man Tag und Nacht in zwei gleiche Theile theilt, wie viel Stunden kommen auf jeden Theil?

Ein Schock Aepfel sind 60 Stück; ein Mandel 15.

Wie viel Stück betragen zwei Mandel oder ein halbes Schock? — wie viel, drei Mandel? wie viel, vier Mandel? — Wie kann man vier Mandel mit Einem Worte nennen?

Ein Scheffel enthält 16 Metzen; wie viele Metzen gehen also auf einen halben Scheffel? — auf einen Viertel-Scheffel, oder auf ein Viertel? — wie viele Viertel auf einen Scheffel?

Erster Anhang.

Spiele des Witzes, und Uebungen des Scharfsinns und des Nachdenkens.

I.
Worträthsel, oder Charaden.

1. Ich denke mir ein dreisilbiges Wort. Die erste Silbe ist der Name eines Gliedes am menschlichen Körper; die zwei letzten sind, der Name einer Baumfrucht; das ganze Wort bedeutet etwas, das Schmerz macht.
2. Ein zweisilbiges Wort. Die erste Silbe bedeutet einen Theil des menschlichen Körpers; die andre etwas, das der Weber verfertigt hat; das ganze Wort, etwas, das um das erstere geschlagen wird.
3. Ein dreisilbiges Wort. Die erste Silbe bedeutet eine gewisse Gattung von Gewächsen; die beiden andern sind die Benennung der Haare von gewissen Thieren; das Ganze zeigt etwas an, das gesponnen und zu Zeugen verarbeitet wird.
4. Ein dreisilbiges Wort. Mit der ersten Silbe benennt man etwas, womit man die Gärten zu verwahren pflegt; die andern beiden bezeichnen eine Person, welche ein großes Land regiert; das Ganze bedeutet einen Vogel.
5. Ein dreisilbiges Wort. Die beiden ersten Silben bedeuten etwas, das man zum Kochen braucht; die dritte zeigt einen harten Körper an; das Ganze, etwas, womit man das erstere hervorbringt.
6. Ein dreisilbiges Wort. Die beiden ersten bedeuten

ein Kleidungsstück der Männer; die dritte bedeutet eine Person, welche Andern dient; das Ganze zeigt etwas an, das demjenigen nöthig ist, welcher das erste hat.

7. Ein dreisilbiges Wort. Die erste Silbe ist der Name eines Monats; die beiden andern bedeuten ein Insekt, und das ganze Wort bedeutet auch ein Insekt.

8. Ein zweisilbiges Wort. Die erste Silbe bedeutet etwas, das von Insekten gemacht wird; die zweite, etwas, womit man Andre schlägt; das ganze Wort ist die Benennung einer gewissen Art von Lichtern.

9. Ein dreisilbiges Wort. Die beiden ersten Silben bedeuten einen Theil des Hauses; die dritte ist der Name einer Person, die ehemals ein Knabe war; das ganze Wort bezeichnet einen Handwerker, der das erste macht.

10. Ein dreisilbiges Wort. Die erste Silbe ist ein Buchstabe; die beiden letzten bedeuten einen Vogel; mit dem ganzen Worte benennt man ein Insekt.

11. Ein dreisilbiges Wort. Die erste Silbe bedeutet einen Theil des menschlichen Körpers; die zwei andern zeigen ein bekanntes Metall an; das ganze Wort ist der Name eines Dinges, womit man Diebe straft.

12. Ein zweisilbiges Wort. Die erste Silbe bedeutet einen Ort, wo viele Bäume wachsen; die zweite, etwas, womit sich einige Thiere wehren; das Ganze, ein Instrument, das geblasen wird.

13. Ein zweisilbiges Wort. Die erste Silbe ist der Name eines Thiergeschlechtes, das im Wasser lebt; die zweite bedeutet einen Theil des menschlichen Körpers; das Ganze etwas, das viele Frauenzimmer zu einigen Kleidungsstücken brauchen.

14. Ein dreisilbiges Wort. Mit den beiden ersten Silben benennt man vornehme Frauenzimmer; die dritte

zeigt etwas an, das der Tischler braucht; das Ganze, etwas, worauf man spielen kann.

15. Ein zweisilbiges Wort. Die erste Silbe bedeutet etwas, das gewisse Insekten machen; die zweite, etwas, das die Weber verfertigen; das Ganze, etwas, das gegen den Regen schützt.

16. Ein dreisilbiges Wort. Die erste Silbe bedeutet etwas Flüssiges, das sich in vielen thierischen Körpern befindet; mit den beiden andern benennt man ein vierfüßiges Thier; das ganze Wort zeigt einen Wurm an, welcher das erste gern genießt.

17. Ein zweisilbiges Wort. Die erste Silbe ist der Name eines Buchstabens; die zweite, ebenfalls; das ganze Wort bedeutet eine gewisse Art Wasservögel.

18. Ein zweisilbiges Wort. Die erste Silbe ist der Name eines Lasters; die andre bedeutet einen Theil des menschlichen Körpers; mit dem ganzen Worte bezeichnet man einen Menschen, der das erste an sich hat.

19. Ein dreisilbiges Wort. Die zwei ersten bedeuten etwas Eßbares, die dritte bezeichnet etwas Trinkbares; das ganze Wort auch etwas Trinkbares, welches entsteht, wenn das erste gemacht wird.

20. Ein zweisilbiges Wort. Die erste Silbe ist der Name einer Farbe; die zweite, der Name eines Buchstabens; das Ganze bedeutet etwas, das ein gutes Nahrungsmittel ist, wenn es gekocht wird.

21. Ein dreisilbiges Wort. Die beiden ersten sind der Name eines Eingeweides im Unterleibe des Menschen; die dritte bedeutet das Fell gewisser vierfüßiger Thiere; das Ganze, ein Instrument, welches Schmiede und andre Leute nöthig haben, die bei Feuer arbeiten.

22. Ein zweisilbiges Wort. Die erste bedeutet ein Futter, womit man grasfressende Thiere ernährt;

die zweite ist der Name eines Buchstabens; mit dem ganzen Worte bezeichnet man eine gewisse Zeit.

23. Ein zweisilbiges Wort. Die erste Silbe bedeutet ein Getränk; die zweite etwas, womit man sich wehren kann; das Ganze, ein Gewächs, von dem man das erstre erhält.

24. Ein dreisilbiges Wort. Die erste Silbe bedeutet ein Insekt; die beiden andern ein Werkzeug, welches Frauenzimmer bei ihren Arbeiten vorzüglich gebrauchen; das Ganze ist der Name eines Gliedes vom ersten.

25. Ein zweisilbiges Wort. Die erste Silbe bedeutet eine gewisse Art böser Menschen; die zweite, etwas, das man zum Feuer-Anschlagen nöthig hat; das ganze Wort zeigt eine Handlung an, welche von ersteren begangen wird.

26. Ein dreisilbiges Wort. Die zwei ersten Silben zeigen etwas an, womit man Speisen und Getränke versüßt; die dritte, ein Kleidungsstück, welches man auf den Kopf setzt; das Ganze, etwas, das aus den erstern verfertigt ist.

27. Ein dreisilbiges Wort. Die beiden ersten Silben bedeuten einen Theil des menschlichen Körpers; die dritte ist die Benennung einer gewissen Farbe. Mit dem ganzen Worte bezeichnet man einen Menschen, der sich durch ein vorwitziges und beleidigendes Betragen bei Andern verhaßt macht.

28. Ein zweisilbiges Wort. Die erste Silbe ist ein Buchstabe; die zweite bedeutet einen Himmelskörper; das Ganze, ein Fest.

29. Ein zweisilbiges Wort. Die erste Silbe bedeutet einen gewissen Grad der Wärme des Wassers; die zweite, einen Buchstaben; das Ganze, etwas, das die Wäscherinnen und Seifensieder brauchen.

30. Ein

30. Ein viersilbiges Wort. Die beiden ersten Silben bezeichnen gewisse Sinneswerkzeuge; die beiden letztern, etwas, das von Dichtern verfertigt wird; mit dem Ganzen bezeichnet man dasjenige, was die erstern bedeckt.

31. Ein zweisilbiges Wort. Die erste Silbe bedeutet etwas, wozu Krieg nöthig ist; die zweite, etwas, das mit dem Kriege nicht bestehen kann; das Ganze ist ein Mannsname.

32. Ein zweisilbiges Wort. Die erste Silbe zeigt etwas an, das der Zunge angenehm ist; die zweite, eine Sache, welche Tischler und Zimmerleute nothwendig brauchen; das Ganze bedeutet ein Gewächs, welches jene erste Eigenschaft hat *).

II.

Andre Räthsel.

1. Es sagte Jemand: Wenn ich immer Wasser genug hätte, so könnte ich Wein trinken; da es mir aber oft an Wasser fehlt, so muß ich Wasser trinken. Wer war das?

2. Drei Personen spielten eine ganze Nacht zusammen, und als sie aufhörten, hatte jede gewonnen.

3. Ist es wahr, daß es niemals zwei Tage hinter einander regnen kann?

4. Welche Kinder können ihren Vater taufen sehen?

5. Was ist sichtbar, und doch kein Körper?

6. So lange man es sucht, ist es etwas; findet man es aber, so hört es auf, das zu sein, was es war.

7. In welchem Lande säet man Rüben?

*) Solche Worträthsel können die Kinder leicht selbst machen, und es ist gut, wenn man sich zuweilen zu diesem nützlichen Spiele mit ihnen herabläßt.

8. Wer ist geboren worden und nicht gestorben?
9. Je mehr man davon nimmt, desto größer wird es; je mehr man dazu thut, desto kleiner wird es.
10. Wie kann man Wein verschicken, ohne ihn in ein Gefäß zu thun?
11. Es starb ein siebenjähriges Kind, welches seinen Geburtstag nur Einmal erlebt hatte. Wie ging das zu?
12. Wer kann ins freie Feld spazieren, ohne sein Haus zu verlassen?
13. Was sieht Gott nicht, ob er gleich alles sieht?
14. Es waren zwei Personen, deren jede eine gewisse Anzahl Aepfel vor sich liegen hatte. Die eine sagte: Gib mir zwei von deinen Aepfeln, so habe ich so viel, wie du. Die andre antwortete: Gib mir zwei von deinen, so habe ich gerade noch einmal so viel wie du. Wie viel hat nun wohl jede gehabt?
15. Wie kann man von einem Sacke voll Korn, wenn es gemahlen ist, zwei Säcke voll Mehl füllen, die eben so groß sind, wie der erste?
16. Was wird gestern sein, und ist morgen da gewesen?
17. Was ist unrecht, und doch keine Sünde?
18. Frauenzimmer haben es nicht, und mögen es auch nicht; Mannspersonen halten es für ihre Zierde, und suchen es doch immer wieder los zu werden, wann sie es haben.
19. Wie viel Schock gehen auf ein Mandel?
20. Jedermann wünscht es, und wer es hat, dem gefällt es nicht.

Wie sind folgende Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten zu verstehen?

1.
Sprichwörter.

Rosen wachsen unter Dornen.
Die Maus ist zu bedauern, die nur Ein Loch hat.
Man kennt den Vogel schon an den Federn.
Ein großer Vogel braucht ein großes Nest.
Lügen haben kurze Beine.
Ein räudiges Schaf steckt eine ganze Heerde an.
Ein Vogel in der Hand ist besser, als zehn auf dem Dache.
Große Herren haben lange Hände.
Im Trüben ist gut fischen.
Neue Besen kehren gut.
Verkaufe das Fell nicht eher als bis du den Bären hast.
Wer Pech angreift, besudelt sich.
Wer den Heller nicht ehrt, ist des Groschens nicht werth.
Des Herrn Auge macht die Pferde fett.
Morgenstunde hat Gold im Munde.
Eine fette Küche macht einen magern Beutel.
Im Becher ertrinken mehr Menschen, als im Meere.
Kunst isset kein Brot.
Was ein guter Haken werden will, krümmet sich bei Zeiten.
Wann die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter.
Zu viel Melken giebt Blut.

2.
Sprichwörtliche Redensarten.

Er gießt Oel ins Feuer.
Das ist Wasser auf seine Mühle.
Kehre nur vor deiner eignen Thür.

Jeder weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt.
Er setzt ihm einen Floh ins Ohr.
Er ist noch mit einem blauen Auge davon gekommen.
Er läßt Fünf gerade sein.
Er muß nach meiner Pfeife tanzen.
Er hat in einen sauren Apfel beißen müssen.
Er hängt den Mantel nach dem Winde.
Man muß sich nach der Decke strecken.

Auflösung der Worträthsel.

1) Ohrfeige. 2) Halstuch. 3) Baumwolle. 4) Zaunkönig. 5) Feuerstein. 6) Stiefelknecht. 7) Maikäfer. 8) Wachsstock. 9) Zimmermann. 10) Ameise. 11) Halseisen. 12) Waldhorn. 13) Fischbein. 14) Damenbret. 15) Wachstuch. 16) Blutigel. 17) Ente. 18) Geitzhals. 19) Buttermilch. 20) Graupe. 21) Blasebalg. 22) Heute. 23) Weinstock. 24) Krebsscheere. 25) Diebstahl. 26) Zukkerhut. 27) Naseweis. 28) Ostern. 29) Lauge. 30) Augenlieder. 31) Siegfried. 32) Süßholz.

Auflösung der andern Räthsel.

1) Ein Wasser-Müller. 2) Musikanten, welche für Geld spielten. 3) Ja; denn es ist immer eine Nacht dazwischen. 4) Die Kinder eines Predigers. 5) Der Schatten. 6) Das Räthsel. 7) Nirgends; man säet überall nur den Samen davon. 8) Wir alle, die wir jetzt leben. 9) Ein Loch; z. B in der Erde. 10) Durch einen Boten, welcher Weintrauben in den Händen trägt. 11) Es war am 29sten Februar in einem Schaltjahre geboren, welcher Tag nur alle 4 Jahre wiederkommt. 12) Die Schnecke. 13) Seines Gleichen. 14) Die eine Person hatte zehn, die andre vierzehn Aepfel. 15) Man steckt zwei Säcke von gleicher Größe in einander. 16) Der heutige Tag. 17) Den linken Handschuh auf die rechte Hand ziehen. 18) Der Bart. 19) Funfzehn Schock sind ein Mandel Schock. 20) Ein hohes Alter.

Zweiter Anhang.

Materialien zur Unterhaltung über den Text zu den Vignetten.

1. a.

Es scheint eine bergige, unbewohnte Gegend zu sein, über welcher der Adler mit dem Hasen schwebt. Das ist auch der gewöhnliche Aufenthalt solcher Raubvögel. In die Nachbarschaft von Städten und Dörfern kommen sie nicht leicht. Warum wohl? — Sieht der Mensch sie als Freunde oder als Feinde an? —

Dies ist nur ein gemeiner Adler, dessen Leib kaum die Größe einer ausgewachsenen Gans hat; aber er besitzt eine Stärke, die man seiner Größe nach nicht vermuthen sollte. Sein gekrümmter spitzer Schnabel und seine scharfen Klauen sind furchtbare Waffen. Was er damit gepackt hat, läßt er nicht wieder los. Er zerfleischt und zerstückelt ein Thier, ob er gleich keine Zähne hat. Außer Hasen, Lämmern, Gänsen und dergleichen, frißt er auch, wenn er jene nicht haben kann, Schlangen, Eidechsen, Schildkröten rc. Wie mag er wohl die Schildkröte verzehren können, die sich bei Gefahren ganz in ihr festes Schild zurück zieht? — Zerbeißen kann er die Schale nicht; dazu ist sie zu hart. Er läßt das Thier also hoch aus der Luft auf einen Felsen fallen, daß die Schale zerschmettert wird.

Wenn der Adler Junge hat, so trägt er seine Beute in das Nest. Dieses befindet sich auf hohen Bäumen, oder auf Felsen, hat die Größe eines Wagenrades, und ist ganz flach und ohne alle Bedeckung von oben. So kunstlos es auch zu sein scheint, so sind doch die Reiser, Binsen u. s. w., woraus es besteht, so fest in einander geflochten, daß man es nicht leicht zerstören kann. Es hat Raum genug, die beiden Alten, zwei Junge — selten findet man drei darin — und noch einen ansehnlichen Fleischvorrath zu beherbergen. Der letztere wird ihnen zuweilen von Menschen geraubt. Wenn nämlich ein Hirt

oder sonst Jemand ein solches Nest entdeckt, und es ist nicht allzu weit von seinem Aufenthalt entfernt, so geht er hin, wartet, bis die Alten ausgeflogen sind, und nimmt, was er findet, einen Hasen, ein Lamm, ein Reh, u. s. w. Auf diese Art kann er alle Tage ohne viele Mühe einen guten Braten haben.

Der Fischadler, welcher dem vorigen an Größe gleich kommt, frißt am liebsten Fische, Seevögel und andere Seethiere, z. B. junge Seehunde. Bei dem Fange derselben büßt er aber manchmal sein Leben ein; denn wenn er seine Klauen in den Rücken des Thiers eingeschlagen hat, und es ist ihm zu stark, so zieht es ihn mit unter das Wasser hinab, und ersäuft ihn. So machte es auch einmal ein großer Hecht in einem Teiche, welches Jemand, der sich gerade in der Nähe befand, selbst mit ansah. Nach etlichen Jahren wurde der Hecht gefangen, und da sahe man noch in dem Rücken desselben die Klauen des Vogels stecken. — In Amerika giebt es eine besondre Art von Fischadlern. Diese haben zwar auch den Trieb, sich von Fischen zu nähren, aber sie besitzen die Geschicklichkeit nicht, sie zu fangen. Solltet ihr nun wohl errathen, wie der Vogel seine Nahrung bekommt? — Ein andrer Vogel, ein Fischhabicht, ist dazu bestimmt, ihn zu versorgen. So bald der Fischhabicht (der kleiner und schwächer ist, als der Fischadler) einen Fisch aus dem Wasser gezogen hat, so stürzt der in der Nähe lauernde Adler auf ihn los. Der Habicht läßt vor Angst den Fisch fallen; der Adler schnappt ihn geschwind weg, und fliegt damit fort. Unterdeß holt sich der Habicht einen andern Fisch, den er selbst verzehrt. Das Sonderbarste aber ist, daß der Habicht es zu wissen scheint, er solle der Versorger jenes Vogels sein; denn wenn er sich gleich gesättigt hat, so fährt er doch fort, Fische zu fangen, und fliegt mit seiner Beute jedesmal so lange in der Luft umher, bis ein Adler sie ihm abnimmt.

Was jener Fischadler zu befürchten hat, der seinen Raub selbst fangen muß, nämlich daß er sein Leben dabei verlieren kann: das darf der gemeine Adler nicht besorgen. Wenn er auch wirklich auf ein Thier stößt, das ihm zu schwer ist, und das mit ihm eine Strecke fortläuft, so weiß er es doch bald zu überwältigen. Er hackt ihm die Augen aus, oder verwundet und ängstigt es so, daß es unter ihm erliegen muß. Indessen wählt er sich gewöhnlich nur solche Thiere, die er leicht fortbringen kann, und darunter ist der Hase das gemeinste. Dies arme wehrlose Geschöpf hat eine unzählige Menge Feinde. So gar

die Krähen verfolgen ihn, und machen ihn durch ihre unaufhörliche Neckereien oft so matt (besonders wenn er noch jung ist), daß er sich ihnen ergeben muß. Eher kann er sich vor Hunden, Füchsen u. s. w., als vor Raubvögeln retten. Ein Hund fängt ihn nicht leicht, und wenn es auch das beste Windspiel wäre; aber freilich: viele Hunde sind des Hasen Tod, wie man im Sprichworte sagt. Und doch entkommt er durch seine List auch wohl dem Jäger und einer ganzen Koppel Hunde. Er flüchtet z. B. hinter eine Heerde Schafe, indem er weiß, daß die Hunde ihn bis dahin nicht verfolgen dürfen; oder er duckt sich, wenn sie ihm ganz nahe sind, plötzlich nieder, und die erhitzten Hunde, die ihren Lauf nicht sogleich hemmen können, setzen blind vor Wuth über ihn weg. Nun wendet sich der Hase schnell, läuft wieder rückwärts, und gewinnt dadurch einen weitern Vorsprung vor den Hunden.

Aber warum mag es doch wohl so eingerichtet sein, daß ein Thier das andre fressen muß? Wäre es nicht besser, wenn alle friedlich neben einander lebten, und keins vor dem andern in beständiger Furcht sein müßte? Denkt einmal die Todesangst des armen Hasen, der da vom Adler in der Luft mit fortgeführt wird! — Beim ersten Anblick scheint uns das allerdings grausam; aber es ist in der That nicht so. Denn erstlich sieht kein Thier seine Gefahr voraus; es lebt also sorglos und fröhlich, bis auf den Augenblick, wo die Gefahr da ist. Zweitens, die Angst und der Schmerz, den es leidet, wann es von einem Räuber ergriffen und getödtet wird, dauert nur wenige Minuten. Dasjenige Thier, welches vor Hunger, oder vor Alter stirbt, leidet zuverläßig mehr, als jenes. Meint ihr nicht, daß der Adler, oder der Löwe, wenn er alt und schwach wird, und sich keine Beute mehr fangen kann, viel schlimmer daran ist, als es die Thiere waren, die sonst von ihm gefressen wurden? — Drittens, wenn nicht ein Thier dem andern zur Nahrung diente, so würden sich gewisse Gattungen bald so sehr vermehren, daß sie nicht Raum genug auf der Erde hätten. Der Hase z. B. bringt in Einem Jahre viermal Junge, und jedesmal drei bis vier, also zusammen zwölf bis sechzehn. Diese sind im folgenden Jahre auch schon fruchtbar, und wenn sich nur sechs Weibchen darunter befinden, so haben sie am Ende des Jahres eine Nachkommenschaft von siebzig bis achtzig. Im nächsten Jahre werden diese mehrere Hundert Junge bekommen, welche große Menge von einem

einzigen Paare abstammt. Also kann Ein Paar Hasen gegen achtzig Enkel und etliche Hundert Urenkel haben *)!

---

2. e.

Das ist ein Packesel, der allerlei Gepäck trägt. Vielleicht zieht der Mann aus seiner bisherigen Wohnung in eine andre, und läßt also sein Geräth von dem Esel fortbringen, weil er keinen Wagen hat. Ein Esel ist viel wohlfeiler zu unterhalten, als ein Pferd: denn er begnügt sich mit Disteln und andern schlechten Kräutern; darum haben ihn meistens nur arme Leute. Vorzüglich gut dient er da, wo es eben nicht auf Geschwindigkeit ankommt, sondern nur darauf, daß eine Last sicher und bequem von einem Orte zum andern gebracht wird. So pflegen an einigen Orten die Müller, welche etwas von der Stadt entfernt wohnen, Esel zu halten, um sowohl das Getreide aus der Stadt zu holen, als auch das Mehl dahin zurück zu schaffen und es den Eigenthümern abzuliefern.

Der zahme Esel ist von Natur träge; aber der wilde nicht: der läuft schneller als ein Pferd. Die Natur des Esels hat sich also in diesem Stück geändert. Das kommt besonders daher, weil er eigentlich in einem wärmern Lande zu Hause gehört. Mit einigen andern Thieren geht es eben so, daß die Versetzung in ein andres Land ihre Natur etwas verändert. Die Hunde z. B. bellen in Grönland nicht, und in Aegypten haben sie keine Haare, sondern nur eine kahle, schwärzliche oder kupferrothe Haut. Auch die Zähmung macht die Thiere muthloser, und benimmt ihnen viel von ihrer natürlichen Munterkeit und Raschheit.

Der Mann geht hier neben dem Esel her, und hat den Knittel aufgehoben. Das ist auch nöthig; denn man muß beständig theils schlagen, theils drohen, oder zurufen, wenn der Esel stark gehen soll. Der Treiber läßt ihn auch ganz frei gehen, ohne ihn an einem Zaume zu halten, weil er sicher ist, daß das träge Thier ihm nicht davon laufen wird. Ja, er würde den Esel vor sich her treiben können (wie dies auch gewöhnlich geschieht), und ihn doch nicht verlieren. Das darf man aber selbst mit

*) Wenn diese Betrachtung den Kindern interessant sein soll, so muß man sie in ein Gespräch einkleiden, und sich darin zu ihrer Fassungskraft herabstimmen. Eben dies gilt von den folgenden Materialien.

dem schlechtesten Gaul nicht wagen. Bei dem Pferde braucht man auch nicht leicht einen Stock, um es anzutreiben, sondern nur eine dünne Gerte oder eine Peitsche; denn es hat eine weit empfindlichere Haut, als der Esel. Dieser ist so dickhäutig, daß die Stiche der Insekten ihm gar keinen, oder doch nur wenig Schmerz verursachen. Man sieht daher den Esel nie so unruhig, wie andre Thiere, wann Fliegen u. s. w. ihn umschwärmen. Die Insekten scheinen ihn auch nicht so zu belästigen, vermuthlich, weil sie nicht gut in die Haut eindringen können.

Der Esel ist bei uns ein verachtetes Thier, und sein Name gilt für ein Schimpfwort. Man bezeichnet vornämlich drei Eigenschaften mit diesem Schimpfworte: Dummheit, Grobheit und Faulheit. Du dummer Esel! Du grober Esel! Du fauler Esel! Doch hat der Esel dies noch mit einigen andern Thieren gemein, z. B. mit dem Ochsen. Man nennt den Esel dumm, weil er wirklich eine etwas einfältige Miene hat, und weil er nicht so gelehrig ist, wie z. B. der Hund und das Pferd. In seinem Gange und in seinem ganzen Betragen zeigt er ferner eine gewisse Plumpheit, Ungeschicklichkeit und Schwerfälligkeit; deswegen heißt er grob. Als dumm und grob wird er auch in einer Fabel geschildert. Ein Esel — sagt die Fabel — sah einmal, daß ein Hündchen an seinen Herrn hinan sprang, und ihm liebkosete, und daß sich der Herr darüber freuete, und dem Hund wiederum liebkosete, und ihm gar freundliche Worte gab. Da dachte der Esel: dein Herr hat dich bisher so schlecht behandelt, und dich immer geschimpft und gescholten; du willst es einmal eben so machen, wie das Hündchen, dann wird er dir gewiß auch gut werden u. s. w. Das nächstemal, als der Herr wieder in den Stall kam, ging der Esel (der nicht angebunden war) auf ihn los, ließ sein liebliches Y—a ertönen, richtete sich auf die Hinterfüße, und legte die Vorderfüße auf die Schultern des Herrn. Allein dieser ward, wie natürlich, über diese plumpen Liebkosungen sehr aufgebracht, ergriff einen Knittel, und schlug unbarmherzig auf das erschrockne Thier los. —

Wenn der Esel grob, dumm und faul ist, so sollte man ihn, der Billigkeit nach, deshalb weder verachten noch bestrafen; denn er kann nicht besser sein und werden, als die Natur ihn geschaffen hat. Anders aber verhält es sich mit dem Menschen; dieser hat die Anlage, immer besser und vollkommner zu werden, und dazu soll ihm die Erziehung verhelfen. Wer sich aber nicht bessern läßt,

der verdient mit größerem Rechte Verachtung, als — der Esel.

J. i.

Der Iltis ist ein dem Wiesel ähnliches Thier, aber viel größer, als dieses. Er hat die Länge, jedoch nicht die Höhe einer Katze. Ein Wiesel kennt ihr doch? Nun, so werdet ihr euch auch die Gestalt des Iltis vorstellen können Von Farbe sieht er dunkelbraun aus. Hier ist er nicht ganz richtig abgebildet. Der Vordertheil des Leibes sollte schlanker als der Hintertheil sein.

Die Falle wird ihm wohl ein Jäger gelegt haben; denn es ist in einem Gehölze. Den Sommer über hält sich der Iltis in hohlen Baumstämmen und in Erdlöchern auf; gegen den Winter aber kommt er in die Höfe, wo er sich unter Holzstößen und Steinhaufen verbirgt. Er schläft am Tage, und geht des Abends und Nachts seinen Geschäften nach Allerlei Geflügel, z. B. Repphühner, Fasanen, Tauben sind seine Nahrung; doch frißt er auch Ratzen und Mäuse. Es kann sein, daß diese Falle nicht eigentlich für ihn, sondern für den Fuchs gelegt war, und daß er sich nur zufällig darin gefangen hat: denn gemeiniglich stellt man ihm nur in Höfen so nach. Man kann ihn auch am Tage aus seinem Schlupfwinkel hervorlocken, wenn man mit einem Messer scharf auf einem Sandsteine hin und her streicht. Dieser Ton ist ihm unausstehlich; er springt wie wüthend hervor, und dann wird er mit einem Schießgewehr leicht getödtet. Wegen des üblen Geruchs, den dieses Thier um sich her verbreitet, nennen ihn Einige auch Stänkerratz.

Was hier der gefangene Iltis thut, das thun auch noch mehrere andre Thiere in gleichem Falle, z. B. Füchse und Marder Es gehört ein herzhafter Entschluß dazu, sich einen solchen Schmerz freiwillig zu verursachen. Aber ein Naturtrieb lehrt die Thiere, daß man sein Leben selbst mit Verlust eines Gliedes retten müsse. Auch heilt bei Thieren eine solche Wunde von selbst Sie pflegen sie fleißig zu lecken, und da vertritt denn ihr Speichel die Stelle des besten Wundbalsams. — Ein Jäger schoß vor einigen Jahren in der Gegend von Dessau einem Hasen ein Bein ab. Der Hase lief mit seinen drei Beinen fort, und einige Zeit nachher sahen mehrere Leute den dreibeinigen Hasen wieder lustig und munter im Felde herumhüpfen.

Auch der Mensch kommt zuweilen in die Nothwendigkeit, ein Glied hin zu geben, um das Leben zu erhalten. Hier geht noch vor meinen Augen ein alter Mann umher, der nur Einen Arm hat; den andern verlor er auf folgende traurige Art. Bei einem entstandnen großen Brande half der Mann — wie es die Pflicht eines Jeden ist, der helfen kann -- löschen. Mitten in seiner Arbeit stürzte ein brennender Balken herunter, und quetschte ihm den einen Arm so, daß er nicht im Stande war, ihn hervor zu ziehen. Alle Bemühungen der Uebrigen, den schweren Balken von dem Arm abzuwälzen, waren vergeblich. Nun denkt euch die schreckliche Lage dieses Mannes! Er mußte entweder verbrennen, oder den Arm einbüßen. Der Entschluß mußte schnell gefaßt sein; denn es war keine Zeit zu verlieren. Ein dreister Zimmermann trat hinzu, und hieb den schon von der Gluth ergriffenen Arm mit Einem Streich ab. — Im Kriege kommt der Fall oft vor, daß sich ein schwer Verwundeter ein Glied muß abnehmen lassen, wenn die Wunde nicht geheilt werden kann, und wenn der kalte Brand (eine Art von Fäulniß) dazu schlägt. Das geschieht dann aber mit aller Vorsicht und Behutsamkeit von geschickten Wundärzten. Vorher giebt man gemeiniglich den Patienten Opium (verdickten Saft von einer ausländischen Mohnpflanze) ein, worauf er in einen so festen Schlaf verfällt, daß er während desselben wenig oder gar nicht fühlt, was man mit ihm vornimmt. Wenn er aufwacht, ist alles vorbei.

---

4. o.

In dem Garten sind eine Menge Leute beisammen. Seht einmal Jeden besonders an, nnd sagt mir, was er macht. — Der Herr und die Dame sind ganz ohne Beschäftigung; sie kamen vermuthlich, um Obst zu kaufen.

Obst sind Baumfrüchte, das wißt ihr schon. Aber man nennt nicht alle Baumfrüchte Obst: denn einige Bäume tragen Beeren, z. B. die Maulbeerbäume; andre tragen Nüsse, die euch auch bekannt genug sind. Unter Obst versteht man eigentlich nur diejenigen Baumfrüchte, deren Samen in einem Kernhause oder in einer steinichten Schale eingeschlossen sind, worüber denn noch ein saftiges Fleisch gezogen ist. Nun führt mir einmal einige Arten von Obst an. Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche. Von jeder dieser Früchte giebt es

wiederum unzählige Sorten; z. B. von den Aepfeln hat man Reinetten, Borstorffer, Stettiner, Jagdäpfel, Klapperäpfel ꝛc., die alle in der Gestalt und Farbe, und im Geschmack von einander verschieden sind. Von der Birne werdet ihr wohl kennen: die Bergamotte, die Muskateller, die Franzmadam, die Virgouleuse und andre. Wilde Aepfel und wilde Birnen heißen? — Holzäpfel, Holzbirnen. Jene stammen von diesen ab; wie mag es nun zugehen, daß die Gartenfrüchte viel schöner und besser sind?

Bei uns wird das meiste Obst im Herbst reif.

Was ist Herbst?

Wie viele Jahreszeiten giebt es?

Welche Jahreszeit folgt auf den Herbst? — auf den Winter? — auf den Frühling? — auf den Sommer? —

In welcher Jahreszeit blühen die meisten Bäume? Wann stehen sie ganz kahl, ohne Blüthen, Blätter und Früchte?

Wozu braucht man das Obst? — Wird es bloß frisch gegessen? — (Gebacken, eingemacht, Mus, Obstwein oder Cider.)

Zu Weihnachten bekommen die Kinder, außer andern Geschenken, auch Obst Wann feiern wir Weihnachten? — Was heißt Weihnachten? (geweihete, heilige Nacht.) — Vom Ursprunge des Weihnachtsfestes.

Warum darf man das Obst, welches lange dauern soll, nicht abschütteln?

---

5. u.

Die Bäume hier haben kein Laub. Was für eine Jahreszeit stellen sie also vor? — Wenn es nun aber nicht den Winter andeuten sollte, was müßte man sich alsdann dabei denken? — Und warum sollte das Laub vorsetzlich abgestreift sein? — Könnt ihr wohl die Absicht errathen? — Die ganze Anstalt hat den Zweck, Vögel anzulocken, die man schießen will. Das kann man nun am besten, wenn sie auf kahlen Bäumen sitzen. Wie so? —

Der Uhu oder Schubut ist der größte nächtliche Raubvogel. Er hat ungefähr die Größe des gemeinen Adlers, aber eine ganz andre Gestalt. Die emporstehenden Federbüschel an den Seiten des katzenartigen Kopfes sehen aus, wie Ohren; er kann sie auch nach Gefallen niederlegen und aufrichten. Der Schnabel ist kurz, dick und hakenförmig.

Sowohl der obere als der äußere Theil desselben ist beweglich, welche Einrichtung, außer den Eulen, nur noch die Papageien haben. Vermöge des so gebildeten Schnabels können die Eulen einen sonderbaren knarrenden Ton hervorbringen. Sie thun dies, wenn man sie neckt, wobei sie auch noch sonst allerlei lächerliche Grimassen machen. Die Füße sind bis auf die Zehen herunter mit Federn besetzt, so wie überhaupt der ganze Körper der Eulen stark befiedert ist. — Der Uhu hält sich an hohen Felsen, einsamen Thürmen, alten Schlössern und in dichten Wäldern auf. Er geht nur des Abends und Nachts auf Raub aus (weil er am Tage nicht gut sehen kann), und fängt Hasen, Kaninchen, Fledermäuse, Krähen und andere Vögel, die er auf ihren Schlafstellen überfällt; er frißt aber auch Schlangen, Kröten, Frösche und Insekten.

Im Frühjahre, wenn sich die Uhus paaren wollen, jagen sie sich des Nachts in der Luft umher, und lassen ihre fürchterliche Stimme, Uhu, Schubu, hören. In der Ferne lautet dies Geschrei wie Hundegebell; daher haben unwissende und abergläubische Leute ehemals wirklich geglaubt, es käme von Hunden her. Man dachte sich dann auch einen Jäger hinzu, der mit diesen Hunden oben in der Luft eine förmliche Jagd anstellte, und nannte dies: die wilde Jagd.

Der Uhu wird hier als Lockvogel gebraucht; denn andre Vögel, vornämlich Krähen, versammeln sich schaarenweise um ihn, wenn sie ihn am Tage gewahr werden. Eine solche Anstalt, wie diese hier, heißt eine Krähenhütte, weil die Hütte in der Absicht gemacht ist, daß sich Jemand darin verbergen kann, wenn er Krähen schießen will. Es ist allerdings ein ganz lustiges Spiel. Die Krähen sind so erbittert auf ihren Feind, daß sie selbst durch den Knall der Flinte sich nicht verscheuchen lassen. Sie fliegen zwar auf, und entfernen sich ein wenig, kommen aber bald wieder zurück, um ihre Angriffe auf den Uhu fortzusetzen — Nutzen hat jedoch die ganze Sache nicht; denn die Krähen sind keine schädliche Vögel, die man vertilgen müßte, wie man sonst irrig glaubte.

---

6. ä.

Woran erkennt man, daß dieser Wagen das letzte Getreide vom Felde bringt? — Muß nothwendig schon die Aernte im ganzen Lande vorbei sein, weil es heißt,

daß dieser Wagen die letzten Garben bringt? — Werden alle Gutsbesitzer zu gleicher Zeit mit der Aernte fertig? — Warum nicht? —

Wovon wird der Aerntekranz gemacht? — Was soll er anzeigen? — Auch in einigen andern Fällen flicht man Kränze, wann eine Sache glücklich beendigt ist, z. B. bei Errichtung eines Hauses.

Man freuet sich über eine glücklich vollendete Aernte, weil die Saat, so lange sie sich im Felde befindet, mancherlei Gefahren ausgesetzt ist; welchen wohl? — Ferner weil die Aerntearbeiten sehr sauer sind. Sie fallen in die heißeste Jahreszeit. Je schwerer die Arbeit ist, desto mehr freuet man sich über ihre Vollendung. Was für Arbeiten kommen bei der Aernte vor? — Wer mähet? — Womit wird gemähet? — Wer harkt gemeiniglich? — Warum thun diese Arbeit die Mägde? — Ist Harken schwerer oder Mähen? — Was sind Garben? — Welches sind die bei uns gewöhnlichen Arten von Getreide? —

---

7. δ.

Man kann zwar nicht sehen, was hinter der Mühle ist; aber es läßt sich leicht errathen. Wodurch wird eine Mühle in Bewegung gesetzt? Haltet ihr dies für eine Windmühle? oder für eine Wassermühle? Was muß nun bei einer Wassermühle sein? — In der Mehlmühle werden die Samenkörner zwischen zwei Steinen zu Mehl zerrieben; in den Stampfmühlen werden sie aber zerquetscht. Enthalten die Samenkörner Oel, so wird dies vermittelst der Stampfen ausgepreßt. (Oelschlagen, Oelschläger.) Aus den zurückgebliebenen Hülsen macht man Oelkuchen. Wozu benutzt man diese? — Von welcher Pflanze gewinnt man das Rüböl? — Von welcher das Leinöl? — Junge Rübsaat (die Wurzel ist eine Rübe, daher der Name) kann gegessen werden. Wozu dient aber die Pflanze, von welcher der Leinsamen kommt? — Man hat auch Hanföl, welches eben so benutzt wird, wie das Leinöl. Etwas vom Gebrauche dieser Oele.

Die Früchte des Oelbaums heißen Oliven. Sie sind in der Gestalt ganz kleinen Pflaumen ähnlich, und haben roh keinen angenehmen Geschmack. Eingemacht schmekken sie beinahe wie Kapern. Da sie sehr viel und schönes Oel enthalten, so werden die meisten Oliven bloß hierzu benutzt. Man zerquetscht sie nicht in einer Stampfmühle,

sondern unter einer Oelpresse. — Aehnliche eßbare Oele, wie dieses Baumöl, kann man von Mohnsaamen, von Buchecker rc. erhalten.

8. ü.

Der kranke Mann scheint schon alt zu sein. Aber vielleicht ist ers auch nicht; vielleicht ist er in seinen besten Jahren. Hat er sich die Krankheit selbst zugezogen, so befindet er sich desto schlimmer. Wie so? Kinder werden oft durch ihre eigne Schuld krank, und dann sind sie nicht sehr zu bedauern.

Wer gesund werden will, der muß Arzenei einnehmen. Nur wenige Krankheiten vergehen von selbst. Manchem Kranken muß man die Arzenei mit Gewalt eingeben. Das ist nicht gut; denn es wird meistens etwas davon verschüttet, und dann kann sie nicht ordentlich wirken. — Ein Kranker darf nicht alles essen oder trinken, wozu er Appetit hat, sondern er muß sich darin nach der Vorschrift des Arztes richten. Er handelt thöricht, wenn er den Arzt oder seine Aufseher betrügt, und sich heimlich bringen läßt, was ihm verboten ist. Der Arzt kann es auch bald merken, daß der Kranke so etwas gethan hat; denn er wird mehrentheils schlimmer darnach.

Bei einem Kranken schlägt der Puls entweder langsamer, oder geschwinder, als bei einem Gesunden; daher beurtheilt der Arzt den Zustand des Kranken nach dem Pulsschlage. In der Jugend schlägt der Puls, wenn man gesund ist, 80- bis 90- mal in Einer Minute; im männlichen Alter etwa 70- mal, und im hohen Alter nur 60- mal. — Nun macht einmal die Probe, ob ihr gesund oder krank seid.

Wie kommt es, daß Gesunde in einer Krankenstube leicht auch krank werden? — Müssen auch nicht Einige sich dieser Gefahr aussetzen? — Soll man wohl einen Kranken allein und hülflos liegen lassen? — Wagt nicht auch der Arzt sein Leben, wenn er zu einem Kranken geht, der eine ansteckende Krankheit hat? Wer vorsichtig ist, und Mittel gebraucht, kann sich gegen Ansteckung sichern.

9. au.

Die Austern sind zweischalige Muscheln, wie unsre bekannten Flußmuscheln, aber nicht länglich, wie diese,

sondern etwas rundlich. Mehrentheils hangen die Austern mit ihren Schalen an Felsen und andern festen Körpern; sie können sich also auch nicht von der Stelle bewegen. Ihre ganze Beschäftigung besteht darin, daß sie von Zeit zu Zeit die Schale öffnen, um frisches Wasser und Nahrung einzunehmen. Sie nähren sich von kleinen Gewürmen und allerlei Pflanzentheilen, welche das Wasser ihnen zuführt. Ihr Aufenthalt ist im Meere. Einige Gattungen werden gegessen, und von den Meeresküsten her auch zu uns geschickt. — Kostbarer sind diejenigen Austern, welche Perlen enthalten. Sie werden mit großer Beschwerlichkeit und Gefahr aus der Tiefe des Meeres herausgebracht. Es giebt Leute, die sich besonders mit diesem Geschäft abgeben, und sich von Kindheit an gewöhnen, unter das Wasser zu tauchen, weshalb sie auch Taucher heißen. Man läßt sie entweder bloß in einem Korbe, oder in einer solchen Glocke, wie die hier abgebildete, in das Meer hinab *). Vorher verstopfen sie sich die Ohren mit Baumwolle, in Oel getränkt, klemmen die Nase mit einem gespaltenen Horn zu, und binden eine Art von Schwamm vor den Mund, um das Eindringen des Wassers zu verhüten. So fahren sie hinunter, einen Sack um den Leib, und ein Messer in der Hand, womit sie in aller Eil die an den Felsen sitzenden Muscheln abbrechen. Nach etlichen Minuten, wenn ihnen der Mangel an freier Luft beschwerlich fällt, geben sie den oben stehenden Kameraden mit einem Seile ein Zeichen, und nun werden sie wieder in die Höhe gezogen. Geschieht dies nicht schnell genug, so ersticken sie. Kommen sie aber glücklich herauf, so müssen sie doch bald wieder hinunter; und dies dauert den ganzen Tag, so daß Manchem zuletzt das Blut aus der Nase und den Ohren hervordringt. Viele werden auch von Raubfischen gefährlich verwundet oder gar getödtet.

Die

*) Zur Beantwortung der Frage: wie geht es zu, daß das Wasser inwendig nur etwas über den Rand der Glocke dringt? — Man nehme ein Gefäß voll Wasser und ein leeres Glas, setze den Rand des letztern völlig horizontal auf die Wasserfläche, und tauche dann das Glas tief in das Wasser ein. Der Erfolg ist derselbe bei der Taucherglocke. Die in dem Glase befindliche Luft widersteht dem Eindringen des Wassers, und das Glas bleibt weit über die Hälfte vom Wasser frei. Der Widerstand der im Glase befindlichen Luft, ist also die Ursache.

Die heraufgebrachten Austern wirft man an das Ufer, und läßt sie da so lange liegen, bis sich die Schalen öffnen. Dann nimmt man die inwendig sitzenden Perlen heraus, reinigt sie, und sondert die schönern von den schlechtern ab.

Man weiß noch nicht gewiß, wie die Perlen in den Austern entstehen. Auch in einigen andern Muscheln werden Perlen gefunden.

---

10. äu.

Ist dies ein gemeiner Garten, oder ein Kunstgarten? — Woraus läßt sich schließen, daß er das letztere seyn soll? —

Warum nennt man die Arbeit, womit der Gärtner da beschäftigt ist, okuliren oder äugeln? — (Auge, die uneigentliche Benennung der Knospe eines Zweiges.) Man nimmt das Auge von einem guten Baum, und setzt es auf einen schlechtern. Dieser schlechtere wird aus Samen gezogen. Die bessern oder edleren Fruchtbäume sind meistens aus warmen Ländern zu uns gekommen. Sie arten also leicht aus, oder ihre Früchte werden schlechter, wenn man sie durch Samen fortpflanzt, weil dies nicht ihr eigentliches Vaterland ist. Setzt man aber Augen von ihnen auf andre, hier gewachsene Bäume, so arten sie nicht aus. Man kann auch anstatt der Augen junge Zweige oder Reiser nehmen, welches pfropfen heißt. Die Bäume, welche auf diese Art mit einander verbunden werden sollen, müssen einander ähnlich sein. Es lassen sich z. B. nicht Birnbäume auf Aepfelbäume, oder umgekehrt, pfropfen und okuliren.

Einige Arten von Bäumen werden bloß aus Samen gezogen, z. B. die gemeinen Pflaumen und sauren Kirschen.

---

11. ei.

Der Knabe ist mit seinem Eichhörnchen in ein Gebüsch gegangen, wo es noch lustiger zu sein pflegt, als im Hause. Warum? — In Wäldern sieht man die Eichhörnchen selten auf der Erde, sondern mehrentheils auf Bäumen; auch entfernen sie sich nicht weit von den Bäumen, wenn sie ja einmal herunter kommen. Dies thun sie in der Absicht, damit sie sich geschwind auf einen

Baum retten können, wenn ein Mensch oder ein Thier sie verfolgt; denn das Laufen auf der Erde halten sie nicht lange aus, und werden daher leicht erhascht. Auf einem Baume hingegen sind sie sicher. Sie klettern mit einer solchen Behendigkeit bis in die höchsten Gipfel und an die Spitzen der dünnsten Zweige, daß man sie bald aus den Augen verliert. Oft springen sie, wie im Fluge, von diesem Baume auf einen nicht weit davon stehenden. Ihr buschichter langer Schwanz befördert dergleichen gewagte Sprünge.

Auf Bäumen haben sie auch ihre Wohnungen oder Nester, die sie von Reisern, Moos und andern Materialien bauen. Zuweilen nehmen sie auch Krähen- und Elsternester in Besitz, und richten sie zu ihrer Wohnung ein. Im April oder Mai haben sie Junge. Man findet drei bis sieben in einem Neste. Die Jungen bleiben acht Tage blind; aber nach vier Wochen verlassen sie schon das Nest, und klettern mit der Mutter auf den Bäumen umher.

Die Eichhörnchen nähren sich von allerlei Samenkernen; aber die Kerne von Pfirsichen und Aprikosen sind ihnen ein Gift. Sie sammeln sich einen Vorrath auf den Winter in hohlen Bäumen und in Löchern in der Erde. Dennoch sterben viele vor Hunger, wenn der Winter lange anhält und viel Schnee liegt. Ihr grausamster Feind ist der Baummarder. Menschen stellen ihnen nach, weil sie die Samen und Knospen der Bäume verzehren, und dadurch schädlich werden; auch kann man ihr Fleisch essen und ihr Fell gebrauchen, besonders das graue Fell (Grauwerk, Vehe) der Sibirischen Eichhörnchen.

---

12. Eule.

Das ist eine andre Gattung von Eulen als der Uhu (No. 8.). Sie hat keine Federbüschel oder Ohren, sondern einen glatten Kopf, und ist viel kleiner — nur ungefähr von der Größe einer Krähe. Ihren Aufenthalt nimmt sie in den Löchern der Thürme und Kirchen; daher heißt sie auch Kircheule.

Vermuthlich hat diese Eule einen Fraß zu erhaschen geglaubt, da sie die Perücke raubte; denn sie macht sich eigentlich kein Nest. Sie legt ihre Eier auf die bloßen Steine und den Schutt, der sich in solchen Löchern zu finden pflegt. Die Ausdünstung der mit Pomade stark

geschmierten Perücke wird sie wohl getäuscht haben. Sie liebt nämlich alle Fettigkeiten, und geht deswegen sogar den Lampen nach, um das darin befindliche Oel zu verzehren. Sonst frißt sie, wie andre Eulen, Nachtschmetterlinge, Käfer, u. s. w.

Der Mann scheint nicht von ganz gemeinem Stande zu sein; er kann also auch eine gute Erziehung und guten Unterricht gehabt haben, und ist doch so abergläubisch, daß er sich vor Gespenstern fürchtet!

---

13. b.

In unsern Gegenden giebt es jetzt keine Bären mehr; aber in kalten Ländern, wo große Waldungen sind, findet man sie häufig. Jung gefangen lassen sie sich zu allerlei Kunststücken abrichten, z. B. zum Tanzen, oder eine Trommel zu schlagen; und dann ziehen ihre Herren mit ihnen herum, und lassen sie für Geld sehen. — Die alten Bären schießt man, oder man fängt sie auf verschiedene Art. Außer der hier angeführten, sind noch folgende zu bemerken:

Man schlägt in ein starkes Bret eine Menge mit Widerhaken versehener Stifte, und legt es dem Bären so in den Weg, daß er darauf treten muß. Ist er auch nur mit Einem Fuße darauf getreten, so wird er gefangen; denn indem er sich bemühet, den einen Fuß aus dem Haken los zu machen, tritt er mit dem andern ebenfalls in dergleichen Stifte, und sitzt dann am Brete wie angenagelt.

Da der Bär den Nestern der wilden Bienen sehr nachtrachtet, weil er den Honig liebt, so wird auch diese seine Lüsternheit eine bequeme Veranlassung, ihn zu fangen. Man hängt nämlich vor das Loch des Baums, worin die Bienen nisten, einen großen Kloß, der sich frei an einem Stricke bewegt, welcher an einem oben überstehenden Zweige angebunden ist. Doch bleibt dabei eine kleine Oeffnung, welche den Bienen zum Flugloche dient. Wenn nun ein Bär die Bienen wittert, so klettert er auf den Baum, stößt den vor dem Loche hangenden Kloß mit der Tatze weg, und steckt die Schnautze in das Loch. In dem Augenblick gibt ihm aber der Kloß, indem er zurückfällt, einen Stoß, welcher ihn entrüstet. Aus Verdruß stößt er den Kloß mit größerer Kraft wieder von sich, und mit verhältnißmäßig stärkerer Gewalt fällt dieser zurück,

und gibt dem Bären wieder einen derben Stoß. Wüthend schlägt ihn dieser nochmals mit der Tatze zurück, bekommt aber auch dafür entweder schon diesmal, oder, wenn das lächerliche Spiel noch weiter getrieben wird, zuletzt einen so heftigen Stoß von dem Klotze, daß ihm der Kopf saus't. Taumelnd stürzt er dann herunter, und fällt unten auf spitzige, aus der Erde hervorstehende Pfähle, worauf er sich fest spießt.

Andre machen es so: Sie hängen wagerecht an Strikken ein Bret dicht vor dem Bienenloche auf, und befestigen dasselbe an dem Loche mit einem Stricke von Baumbast oder Weiden. Die Stricke, an welchen das Bret festgemacht ist, laufen oben zusammen, und sind an einen über dem Loche befindlichen Zweig angebunden. Der Bär, welcher den Honig rauben will, findet am Loche zugleich einen bequemen Sitz. Er benutzt diese Bequemlichkeit, setzt sich auf das Bret, und macht, um zu dem Loche kommen zu können, den Strick los, der das Bret am Loche festhält. Sogleich schnellt der Sitz ab, und der Bär hängt nun mit dem Brete in der Luft, und schwebt hin und her. Jetzt muß er entweder einen gefährlichen Sprung wagen, wobei er sich auf unten eingesteckte Pfähle spießt, oder er muß sitzen bleiben und seinen Tod erwarten.

Das Bärenfleisch wird gegessen, und das Fell zu Pelzen und andern Kleidungsstücken benutzt. Unsre Vorfahren gebrauchten es anstatt eines Bettes, oder Kanapé's; daher nannte man damals einen Faulenzer einen Bärenhäuter, weil er beständig auf der Bärenhaut lag.

---

14. c.

Es ist vermuthlich ein Sonn- oder Festtag, weil so viele müßige Leute hier sind. Einige gehen spazieren; andre sitzen an Tischen, und lassen sich auftragen. Die da rechter Hand wollen Limonade (Wasser mit Citrone und Zucker) trinken. Dieser Trank ist kühlend, wohlschmeckend und gesund. In der Mitte sitzt ein Paar, und trinkt Wein. Sie haben eine ziemlich große Flasche vor sich, neben welcher ein Teller mit Confekt steht, um den Appetit zu reitzen Der eine von ihnen sieht wie ein rechter Säufer aus. Wer weiß, ob sie sich mit der Einen Flasche begnügen: und was wird dann die Folge davon seyn? — Linker Hand trinkt man Caffee, und das ist jetzt

eine theure Waare. Wißt ihr wohl, wo der Caffee herkommt, und was er eigentlich ist? — (Die Samenkerne einer Frucht, welche unsrer Kirsche ähnelt.)

15. d.

Der Dachs, ein träges, schläfriges Thier, wohnt in dunkeln Wäldern, wo er sich tief unter der Erde eine Wohnung anlegt. Sie hat zwei Eingänge. Das eigentliche Lager, oder der Kessel, ist mit Gras und Moos ausgefuttert, und wird sehr reinlich gehalten. In diesem Loche liegt er den Tag über, und schläft, und kommt nur des Nachts hervor, um seine Nahrung zu suchen. Er frißt junge Hasen, Kaninchen, Vögel, Frösche, Insekten und Würmer, auch allerlei Wurzeln, Früchte und Samenkerne, Eicheln, Buchnüsse, u. s. w. Von diesem Fraß ist er im Herbste wie gemästet. Gegen den Winter geht er nicht mehr alle Nächte aus seiner Wohnung; denn er ist sehr frostig. Friert es aber völlig zu, so kommt er gar nicht mehr hervor, sondern verfällt in einen Winterschlaf. Er legt sich in seiner Wohnung hin, steckt den Kopf zwischen die Hinterbeine, und die Schnauze in den Fettbeutel. Dieser Beutel befindet sich dicht über dem After, und ist mit einer weißlichen schmierigen Feuchtigkeit angefüllt, welche einen üblen Geruch gibt. Davon erhält er sich den Winter über; denn das Fett aus dem ganzen Körper ergießt sich nach und nach in den Beutel. Indessen schläft er doch nicht ununterbrochen fort, sondern er erwacht bisweilen, und geht, wenn Thauwetter einfällt, aus seinem Lager heraus, und sucht sich Futter.

Man stellt dem Dachs auf verschiedne Weise nach, um ihn zu fangen. Zum Vergnügen jagt man ihn mit den so genannten Dachshunden, die ihr wohl kennen werdet. Diese schickt man in seine Höhle, um ihn heraus zu treiben. Das gelingt aber selten, und alsdann gräbt man seine Wohnung auf. Allein auch dann haben die Hunde noch einen schweren Kampf, wenn sie sich seiner bemächtigen wollen. Ohne Hülfe des Jägers werden sie nicht leicht mit ihm fertig.

Die hier abgebildeten Hunde sind keine Dachshunde, wie ihr seht.

Junge Dachse lassen sich zähmen, und können im Hause gehalten werden. Sie fangen Ratzen, Mäuse

und andres Ungeziefer; aber das Federvieh muß man vor ihnen in Sicherheit bringen.

Das Dachsfleisch wird gegessen, und dem Fette schreibt man besondre Heilkräfte zu. Das Fell benutzt man zum Beschlagen der Koffer, zu Pferdekumten, und dergleichen.

---

16. f.

Der Fuchs ist gewiß ziemlich weit hergekommen, um auf dem Hofe dieses Hauses zu stehlen; denn in der Nachbarschaft seines Aufenthalts raubt er nicht leicht, damit man ihm nicht auf die Spur komme. Er macht es in diesem Stücke, wie alle schlaue Diebe. Wollte er jedes Huhn, oder was er sonst geraubt hat, in seine Wohnung tragen, so würde er nicht viel zusammen bringen können; der Morgen würde ihn bald übereilen. Deswegen verscharrt er die Beute nur fürs erste auf freiem Felde, an einem sichern Orte, und kehrt sogleich zurück, um mehr zu holen. Wann aber die Dämmerung anbricht, so kommt er nicht wieder, und dann trägt er erst das Verscharrte weiter in seine Wohnung, wo er es sicher und gemächlich verzehren kann. — Er hat einen noch künstlichern und weitläuftigern Bau unter der Erde, als der Dachs. Da er selbst sich nicht gern Löcher gräbt, so sucht er in den Besitz der Wohnung eines Dachses zu kommen, die er sich dann nach seiner Bequemlichkeit einrichtet. Um den Dachs zu vertreiben, bedient er sich einer sonderbaren List; denn mit Gewalt kann er ihn nicht zwingen, weil der Dachs stärker ist, als er. Er legt nämlich in den Eingang der Dachshöhle öfters seine Losung (so nennen die Jäger den Koth der Thiere), deren Geruch dem Dachs, so wie alle Unreinigkeit, sehr zuwider ist. Ein paarmal schafft der Dachs den Unrath wohl weg; aber zuletzt wird er es überdrüßig: er verläßt also die Höhle ganz, und gräbt sich eine neue. So hat denn der Fuchs seinen Zweck erreicht.

Durch eine ähnliche List bemächtigt er sich des Igels, der ihm ein angenehmer Fraß ist. Wenn der Igel von einem Feinde überrascht wird, daß er nicht entfliehen kann, so rollt er sich kugelrund zusammen, und in dieser Lage kann ihm das stärkste Thier nichts anhaben. Der Fuchs aber benetzt ihn mit seinem stinkenden beißenden Harn, und nöthigt ihn dadurch, daß er sich aufwickelt, worauf er ihn gleich anpackt, und ihn verzehrt.

Solcher listigen Streiche erzählt man mehrere von dem Fuchse, und sein Name dient deshalb zur Bezeichnung eines verschlagenen Menschen. Ein schlauer Fuchs! — Auch wird er in der Fabel als ein listiges Thier vorgestellt. So sah er z. B. einmal einen Raben auf einem Baume sitzen, der einen Käse im Schnabel hatte. Den Käse wollte er nun gern haben, und er erreichte auch seine Absicht auf folgende Art: Er stellte sich unter den Baum hin, und fing an, die Schönheit des Raben ganz unverschämt zu loben, indem er sagte, seine Federn wären schöner, als die Federn des Pfaues und aller andern Vögel. Diese grobe Schmeichelei gefiel dem Raben. Als der Fuchs dies merkte, fuhr er fort: „gewiß singst du auch eben so schön, wie du aussiehst. O, lieber Rabe! ich bitte dich, laß mich doch einmal deine göttliche Stimme hören!“ Der Rabe öffnete den Schnabel, und ließ sein dumpfes Kra! Kra! erschallen, wobei ihm aber, wie natürlich, der Käse entfiel. Diesen fing der schelmische Fuchs sogleich auf, und lief davon. — Was für eine gute Lehre könnte man wohl aus dieser Fabel nehmen?

Eine andre Fabel erzählt, der Fuchs habe einmal eine herrliche Weintraube in einem Weinberge gesehen, und sie vom Stocke herunter holen wollen. Aber sie hing so hoch, daß er sie nicht erreichen konnte, ob er gleich aus allen Kräften hinan sprang. Nachdem er sich eine Weile vergebens bemühet hatte, und von den andern Thieren, welche zusahen, brav ausgelacht worden war, ging er endlich ganz gleichgültig fort, und sagte: sie ist noch nicht reif; ich mag sie nicht. — In welcher Absicht hat man wohl diese Fabel erdichtet?

---

17. §.

Die Gans hat zwar eine Art von Zähnen im Schnabel; aber sie kann damit nicht sonderlich beißen und verwunden. Dennoch kann ihr Biß schädlich werden, wenn sie zornig ist. Man weiß einige Beispiele von Enten, die in der Wuth Menschen bissen, und dadurch sehr gefährliche Zufälle veranlaßten. Diese Erfahrung hat man auch an andern, sonst ganz unschädlichen, Thieren gemacht. Vermuthlich fürchten sich daher selbst die größern und stärkern vor den schwächern, wenn sie sehen, daß diese sehr aufgebracht sind. Sogar Vögel, die man zum Vergnügen in der Stube hält, nehmen es oft mit Hunden und

Katzen auf, und hacken, indem sie sich auf den Rücken oder Kopf derselben setzen, so herzhaft auf sie los, daß sie die Flucht ergreifen.

Auf ihrem Elemente, dem Wasser, ist die Gans noch muthiger; denn sie kann leichter schwimmen, als gehen, weil sie ein Wasservogel ist. Man erkennt die Wasservögel besonders an den Schwimmfüßen, deren Zehen mit einer Haut unter einander verbunden sind. Auf dem Wasser pflegt die Gans ihren Feind mit den Flügeln zu schlagen, worin sie ziemlich viele Stärke besitzt. Eben so macht es der Schwan, der aber, weil er viel größer ist als die Gans, auch viel heftiger schlagen und durch Einen Schlag einem Kinde den Arm zerbrechen kann.

Es gibt zahme und wilde Gänse. Letztere können sehr hoch fliegen. Sie kommen im Frühjahre zu uns, und ziehen im Herbste wieder fort. Diese schießt man, weil sie den Saatfeldern nachtheilig sind. — Wie werden die zahmen Gänse benutzt? —

18. h.

Musik hören selbst manche Thiere gern. Das gelassene stille Schaf liebt die sanften Töne der Flöte; das kriegerische Pferd hingegen wird durch Trompeten und andre rauschende Instrumente in Feuer gesetzt. Wenn es den Schall derselben vernimmt, spitzt es die Ohren, stampft mit den Füßen, und äußert sein Wohlgefallen durch die heftigsten Bewegungen. — Ein Landprediger hatte einmal ein ausgedientes Jagdpferd gekauft. Es ging noch immer gut genug für ihn, und er war sehr wohl damit zufrieden. Als er nun eines Tages von seinem Dorfe nach einem andern ritt, hörte das Pferd den Schall der Jagdhörner im nahen Walde. Plötzlich setzte es sich in Galopp, und lief, ohne sich halten zu lassen, dem Walde zu. Der Prediger, der eben nicht der beste Reiter war, mußte sich mit beiden Händen fest halten, um nicht herunter zu fallen, verlor aber doch Hut und Perücke, und so kam er bei der Jagdgesellschaft an, die sich nicht wenig über sein Reiten wunderte. — Auch Kameele lieben Musik, und die Kameeltreiber pflegen sie damit aufzumuntern, wenn sie müde werden wollen.

Vom Nutzen der Schafe.

Der Hund ist eins der klügsten und gelehrigsten Thiere (s. die Erzählungen, S. 68), vornämlich der Hir-

tenhund. Er beißt nicht leicht ein Thier, das seiner Aufsicht anvertrauet ist, so daß es verwundet wird, sondern er kneipt es nur; denn er weiß, daß er keinen Schaden thun darf. In den Gegenden, wo man Rennthiere hält, läßt man bei einer Heerde derselben oft nur einen einzigen Hund, welcher sie des Morgens hinaus auf das Feld treibt, den Tag über sie bewacht, und sie des Abends zu rechter Zeit wieder nach Hause bringt.

Das Hirtenleben scheint ein sehr gemächliches Leben zu sein. Der Hirt hat viel Muße, und, wenn er klug ist, wendet er sie nicht bloß zum Vergnügen an. Manche Hirten wissen sich sehr nützlich zu beschäftigen; sie machen allerlei künstliches Schnitzwerk aus Holz u. s. w. Es gibt ganze Völker, die weiter nichts als Hirten sind, und von den Heerden alle ihre Bedürfnisse bestreiten.

---

19. j.

Der Hirsch gehört zu den nützlichen wilden Thieren, und dennoch wird er in diesem Stücke schlimmer behandelt, als das ärgste Raubthier, welches man nicht so lange jagt, bis es vor Müdigkeit nicht mehr fort kann. — Unter unsern einheimischen wilden Thieren ist der Hirsch das größte. Er hat ungefähr die Größe eines Rindes, ist aber schöner gestaltet. Besonders geben ihm die hohen Geweihe ein stattliches Ansehen. Diese wirft er alle Frühjahr ab, und im Sommer sind schon wieder neue gewachsen, größer als die vorigen. Er kann gezähmt und zum Ziehen abgerichtet werden. — Wann er gejagt wird, und an einen Fluß kommt, so schwimmt er gerade durch, und rettet auf diese Weise oft sein Leben. Kann er dies nicht, so setzt er sich endlich den Hunden zur Wehre, wobei mancher von ihm übel zugerichtet, oder gar getödtet wird. Zuletzt muß er aber doch den gemeinschaftlichen Angriffen der Hunde und der Jäger unterliegen.

Man isset sein Fleisch; die Haut wird zu Leder zubereitet, und das Leder zu Beinkleidern, Handschuhen und dergleichen verarbeitet. Auch die Geweihe werden verschiedentlich benutzt.

---

20. k.

Kinder sollen nicht anders als im Beisein erwachsener und verständiger Personen sich auf dem Wasser fahren,

sich baden, oder sonst dem Wasser zu nahe kommen. Selbst Erwachsene verunglücken oft; wie viel mehr also Kinder, die weder Kräfte noch Geschick genug haben, sich zu helfen! Es gehört Uebung und Stärke dazu, einen Kahn mit dem Ruder zu lenken, vornämlich da, wo der Strom heftig ist. — Was müßten diese Kinder wohl gelernt haben, wenn sie im Stande sein sollten, sich selbst zu retten? — Schwimmen ist eine sehr nützliche, ja fast nothwendige Kunst. Kein Mensch weiß, ob er nicht einmal in den Fall kommt, Gebrauch davon machen zu müssen. Führt einige solcher Fälle an. — Wer also Gelegenheit hat, schwimmen zu lernen, darf sie nicht versäumen.

Nicht nur unvorsichtig und leichtsinnig handelten die Kinder, sondern auch in anderer Rücksicht sehr unartig. Wißt ihr wohl warum? — Meint ihr, daß sie vorher um die Erlaubniß der Eltern werden nachgesucht, und daß diese es würden zugelassen haben? —

---

21. l.

Wenn es der Hirsch so machen könnte, wie das wilde Schwein, das vom Luchs überfallen wird, so würde er sich bald von ihm los machen. Das Schwein nämlich, auf dessen Rücken ein Luchs gesprungen ist, rennt spornstreichs in ein Dickicht, und streift seinen Feind da ab, der ihm dann weiter nichts anhaben kann; denn ein großes, starkes Thier bezwingt der Luchs nicht anders, als wenn er ihm auf dem Rücken sitzt. Warum kann das nun der Hirsch nicht auch? — Auch wenn er gejagt wird, hindert ihn das Geweihe zuweilen, daß er nicht fortkommt.

Hat der Luchs ein Thier getödtet, so saugt er ihm das Blut aus. Vom Fleische frißt er nur wenig, und verscharret das übrige auf den Nothfall. Das verscharrete sucht er nicht wieder auf, wenn er frische Beute machen kann; schlägt ihm aber diese fehl, so zwingt ihn der Hunger dazu. Er ist also noch schädlicher als der Wolf und andre Raubthiere, weil er mehr zu seiner Erhaltung braucht, indem er nur das Blut und das beste Fleisch genießt. Im Thüringer Walde würgte einmal ein Luchs in einer einzigen Nacht über dreißig Schafe. Es gibt aber in Deutschland nicht viele Luchse, und sobald man einen bemerkt, stellt man ihm so eifrig nach, daß er nicht leicht davon kommt. Dem Jäger macht er viele Mühe; denn

er hat ein scharfes Gesicht und einen feinen Geruch, und ist deshalb nicht leicht zu berücken. Seine Augen sind sehr groß, und leuchten im Finstern wie Feuer. Die Alten glaubten, er könne durch eine Mauer sehen; glaubt ihr das auch? — Wird er vom Jäger nicht recht getroffen, so springt er auf diesen los, und verwundet ihn gefährlich.

Das Fell des Luchses ist kostbar, und es wird mit zehn bis funfzehn Thalern bezahlt.

---

22. m.

Mit Speck fängt man Mäuse, wie es in einem bekannten Sprichworte heißt. Könnt ihr wohl sagen, bei welcher Gelegenheit sich dies Sprichwort anwenden läßt? — Warum fängt man die Mäuse, und tödtet sie? — Was für Schaden thun sie? — In einem Hause, wo es viele Mäuse gibt, und wo keine Katze gehalten wird, betragen sie sich sehr keck und dreist. Sie laufen am hellen Tage und in Gegenwart der Menschen umher, und benaschen alles, was ihnen vorkommt. Und wenn es nun gar keine Katzen gäbe, dann würden erst die Mäuse recht überhand nehmen! So fand man es auf einer gewissen Insel (wie erzählt wird), an welche einst ein Europäisches Schiff verschlagen wurde. Es war eine sehr fruchtbare, schöne Insel, die aber von Mäusen wimmelte. Die Schiffsleute stiegen ans Land, um einige von ihren Waaren zu verkaufen und Lebensmittel einzuhandeln. Sie wurden zuerst vor den König geführt, welcher eben bei Tische saß, und seinen Aerger über die unverschämten Mäuse hatte. Diese liefen überall im Zimmer herum, und sprangen selbst auf den Tisch, wo die Speisen standen. Die Bedienten hatten genug zu thun, um sie von den Schüsseln weg zu jagen. Als der König die Fremden sah, klagte er ihnen seine Noth, und sagte: wenn sie ihn von dieser Plage befreien könnten, so wollte er ihnen so viel Gold geben, als sie verlangten. Die Schiffsleute versprachen es, gingen fort, und holten eine Katze, die sie auf dem Schiffe hatten. So bald sie diese in das Zimmer gesetzt hatten, richtete sie eine schreckliche Niederlage unter den Mäusen an, und in wenigen Minuten waren sie alle wie weggeblasen. Darüber freuete sich der König sehr, und gab den Leuten für die Katze so viel Gold, wie sie haben wollten. Die Katze gehörte eigentlich einem armen

Knaben, der in dem Hause des Kaufmanns, welcher das Schiff befrachtet hatte, diente. Denn der Kaufmann erlaubte Allen in seinem Hause, daß sie etwas auf das Schiff mitgeben durften, um es in fremden Ländern verkaufen zu lassen. Da brachte der Eine dies, der Andre jenes; der arme Knabe besaß aber gar nichts Eignes, als die Katze, die er sich aufgezogen hatte, und die er nur zum Spaß mitgab. Aber durch den Zufall, daß das Schiff an jene Insel verschlagen wurde, wo so viele Mäuse und keine Katzen waren, erhielt er für seine Waare mehr Geld, als die übrigen Hausgenossen, und ward dann ein sehr reicher Mann.

Sonst sind die Mäuse recht possierliche Thierchen. Man kann sie auch zahm machen und zu allerlei Kunststückchen abrichten. Vorzüglich werden weiße Mäuse als eine Seltenheit in Käfichen zum Vergnügen gehalten *).

---

23. n.

Wie geht es wohl zu, daß die Vögel so künstliche Nester machen können, ohne daß sie es gelernt haben? — Was für Werkzeuge haben sie dazu? — Versucht einmal, ob ihr im Stande seid, auch nur ein einfaches Sperlingsnest eben so geschickt zu machen, wie die Sperlinge selbst. Und ihr habt doch Hände und Finger, und könnet auch noch, wenn ihr wollet, künstliche Werkzeuge dazu gebrauchen; der Vogel aber hat nichts als seinen Schnabel. — Der Vogel, welcher die Blätter zu einem Neste zusammen nähet, heißt der Schneidervogel. Er ist noch viel kleiner, als ein Zaunkönig; sonst würde auch der Stiel eines einzigen Blattes nicht ihn, mit dem Neste und den Jungen darin, tragen können.

Jedes Paar Vögel hat, wie ihr wißt, sein Nest für sich, und es leidet nicht, daß andre Theil daran nehmen. Allein in Afrika giebt es Vögel, die ein großes gemeinschaftliches Nest bauen, wozu sich etliche Hundert mit einander vereinigen. Sie überziehen nämlich alle Zweige eines Baums mit einer einzigen Decke, so daß es wie ein Strohdach aussieht, und eben so machen sie unten einen

*) Wenn man will, kann man den Kindern auch noch die artige Fabel erzählen, von der Katze, und von der alten und der jungen Maus. Sie findet sich in mehrern bekannten Kinderschriften, unter andern in Campens Kinderbibliothek. B. VII. S. 9.

Boden von trockenem Grase und dergleichen. Zwischen dem Boden und dem Dache sind rings herum kleine Löcher gelassen, wodurch sie aus- und eingehen. Inwendig findet man eine Menge Zellen oder kleiner Nester, wo jeder Vogel seine Eier hinlegt. Aber die Eier sowohl als die Jungen, werden für gemeinschaftliches Gut gehalten (so wie in den Bienenzellen dasselbe geschieht), und keine Mutter brütet bloß ihre Eier aus, und füttert bloß ihre Jungen, sondern das alles wird gemeinschaftlich verrichtet. — Ist das nicht wunderbar?

In Asien macht eine gewisse Gattung kleiner Schwalben Nester, die man essen kann. Man weiß nicht recht gewiß, aus welcher Materie sie bestehen. Sie werden mit Lebensgefahr aus den Felsenlöchern am Meere hervorgeholt und sehr theuer verkauft. Bei uns kostet ein solches Nest ungefähr einen Dukaten, und gibt doch nur einen einzigen Bissen. —

Wißt ihr wohl, welcher Vogel in unserm Lande weder ein Nest für sich bauet, noch seine Eier ausbrütet, und die Jungen aufzieht, sondern das alles andern Vögeln überläßt? —

24. p.

Was heißt: sich brüsten? — Wann brüstet sich gewöhnlich der Truthahn? — Er wird leicht zornig, besonders beim Anblick der rothen Farbe, da er sich denn so sonderbar geberdet, wie hier zu sehen ist, und um den Kopf ganz roth wird. Hierin sind ihm hitzige Leute ähnlich; daher sagt man, er stellt sich an, wie ein Truthahn; oder: er wird so roth, wie ein Truthahn. Der Vogel läßt es aber bei diesen Aeußerungen seines Zorns nicht bewenden, sondern er fällt auch wirklich denjenigen an, der ihm zuwider ist, und hackt ihn mit dem Schnabel, und schlägt ihn mit den Flügeln. Er kann Kinder gefährlich beschädigen. Selbst ein Erwachsener hat Mühe, sich seiner zu erwehren; denn er achtet in der Wuth keine Schläge mit dem Stock und keine Stöße mit dem Fuß. Mancher Truthahn ist so beißig, wie ein Hund; er fällt jeden Fremden, der in den Hof kommt, ohne Unterschied an, wenn er auch nicht geneckt oder gereizt wird. Das Pfeifen kann dieser Vogel auch nicht leiden. Sind mehrere auf einem Hofe beisammen, so ist es lustig zu hören, wie sie alle auf einmal ihre Stimme erheben, so bald Je-

mand pfeift. — Ihr eigentliches Vaterland ist Amerika. Hier fand man sie in großen Schaaren auf Bäumen sitzen. Sie waren so wenig scheu, daß, wenn man unter sie schoß, und die verwundeten dann herabfielen, die übrigen ruhig sitzen blieben, und auf ihre sterbenden Brüder mit Verwunderung hinunter schaueten.

Auch der Pfau ist ein ausländischer Vogel. Der Hahn ist, besonders zur Zeit der Paarung, ebenfalls sehr böse und beißig. So schön er aussieht, so widrig ist sein Geschrei, welches er bei bevorstehender Veränderung des Wetters häufig hören läßt. Zum Essen taugt er nicht. Ehemals wurde er als Schaugericht, d. h. ohne zum Genuß zubereitet und bestimmt zu sein, mit den Federn auf die Tafeln der Vornehmen gesetzt. Diese Mode war zu einer gewissen Zeit so gemein, daß die Pfauen selten und theuer wurden. Man bezahlte das Stück wohl mit hundert Thalern. Die Federn dienen noch heutiges Tages bei einigen Völkern zum Kopfputz; auch macht man Fächer, Fliegenwedel u. s. w. davon.

Merkt euch noch folgende Fabel: Eine Krähe kam einmal unter eine Schaar Pfauen, suchte die prächtigen Federn, welche diesen ausgefallen waren, auf, und schmückte sich selbst damit aus. Dann flog sie zu ihren Kameraden zurück, und stolzierte unter ihnen umher, als ob sie ein ganz anderer Vogel wäre. Die Krähen merkten bald, daß sie nichts weiter als eine Krähe war; sie fielen also über sie her, und rupften ihr die fremden Federn aus, so daß sie in ihrer natürlichen Gestalt wieder da stand, und beschämt ausrief: hört nun auf, lieben Brüder! Diese Federn, die ich noch habe, gehören mir; ich gestehe, daß ich eine Krähe bin. Nein, riefen die andern Krähen: auch die Federn können nicht dein sein; du hast sie gewiß auch gestohlen. Und so fuhren sie fort, der eitlen Krähe selbst ihre eigene Federn auszurupfen, bis sie fast ganz nackend war.

---

25. q.

Auf dem Markte sind allerlei Sachen feil. Seht einmal zu, ob ihr einige erkennen könnt. Für was für einen Mann haltet ihr den, welcher die Querle verkauft? — Sein ganzes Ansehen und seine Tracht verrathen ihn.

Er hat die Querle in müßigen Stunden gemacht. Was sind das für Stunden? — Wenn er Querle machte, war er ja wohl nicht müßig? — Also ihr meint:

Stunden, wo er eigentlich keine Berufsgeschäfte hatte, und wo Andre müßig zu sein pflegen. Was für Berufsgeschäfte hatte der Mann, wenn er, wie ihr sagt, ein Landmann ist? — War das nicht klug, daß er seine müßigen Stunden so nützlich anwendete? — Viele Mühe konnte ihm diese Arbeit nicht machen; sie scheint vielmehr ein Spiel und eine Erholung zu sein. Unterdeß seine Nachbarn in der Schenke saßen, und ihr Geld vertranken oder verspielten; oder unterdeß Andre zu Hause auf der Ofenbank lagen und schnarchten: saß dieser fleißige Mann unter seinen Kindern, und schnitzelte Querle, und vielleicht verfertigte er auch noch andere brauchbare Sachen, z. B. hölzerne Löffel, Teller, u. s. w. — Ihr wißt doch wohl, wozu man Querle gebraucht? —

Seht, l. K., zu einer solchen nützlichen Thätigkeit müßt auch ihr euch früh gewöhnen. Denkt nicht, daß ihr dergleichen nicht nöthig habt. Man kann nicht wissen, wie es einem in der Welt künftig gehen wird. Soll ich euch sagen, was ihr z. B. in euren müßigen Stunden Nützliches thun könnt? — Ihr könnt allerlei artige Sachen aus Pappe verfertigen *), und wenn ihr etwas größer seid, auch auf der Drechselbank arbeiten. Dies wird euch gewiß viel Vergnügen machen, und wenn ihr erst geschickt darin seid, wird man euch auch die Sachen gern abkaufen.

---

26. r.

Der Rabe ist ein kohlschwarzer Vogel, von der Größe einer großen Henne. Er frißt Aas; doch raubt er auch lebendige Thiere, und verzehrt sie. Wenn er gezähmt ist, pflegt man ihm die Zunge zu lösen, und ihn sprechen zu lehren.

Auch andre Vögel haben die Gewohnheit, Geld und glänzende Sachen zu verstecken, z. B. die Staare und die Meisen. Einige verschlucken sogar, was sie davon hinterbringen können. Noch kürzlich las man eine öffentliche Nachricht von einem Vorfalle dieser Art, welcher bald einen Menschen unglücklich gemacht hätte. Ein Juwelier (welcher Ringe und andre Kostbarkeiten verfertigt) ver-

*) Der Papparbeiter, oder Anleitung in Pappe zu arbeiten, vorzüglich Erziehern gewidmet, von B. H. Blasche. Schnepfenthal, in der Müllerschen Buchhandlung.

mißte eines Tages etliche kleine Diamanten, womit er einen Ring hatte einfassen wollen. In die Werkstatt, wo die Diamanten gelegen hatten, kam Niemand als er und sein Lehrling. Der Diebstahl war am hellen Tage geschehen, und man bemerkte keine Spur, daß ein Fremder in die Stube gekommen wäre, die ohnehin immer sorgfältig verwahrt wurde. Ueberdies würde ein wirklicher Dieb sich nicht mit dem Wenigen begnügt haben, da er mehr und größere Kostbarkeiten hätte nehmen können. Der Verdacht mußte also nothwendig auf den Lehrling fallen. Allein dieser hatte sich die ganze Zeit über, seitdem er in dem Hause war, so gut aufgeführt, daß es dem Herrn schwer einging, ihn für den Dieb zu halten. Kurz, die Sache war und blieb ein Räthsel. Indessen ruhete der junge Mensch, der ein feines Ehrgefühl hatte, und wohl einsah, daß er bei aller seiner Unschuld doch in den Augen seiner Herrschaft nicht ganz rein erscheinen würde, nicht eher, als bis der Thäter entdeckt war. Er besann sich, daß in der Mittagsstunde, da sein Herr und er zu Tische gingen, ein Huhn in der Werkstatt zurück blieb, welches auch sonst öfters hinein zu kommen pflegte. Sollte wohl, dachte er, das Huhn die Diamanten gefressen haben? — Diese Vermuthung theilte er seinem Herrn mit, der sie nicht unwahrscheinlich fand, und das Thier auf der Stelle schlachten ließ. Da fand man denn die kostbaren Steine in dem Kropfe desselben.

---

27. s. 6.

In welcher Jahreszeit wird das Gras gemähet? — Wie heißen die übrigen Jahreszeiten? — Getrocknetes Gras nennt man? — Aber Grummet ist auch getrocknetes Gras; wie unterscheidet man nun Heu und Grummet? —

Wovon werden Sicheln und Sensen gemacht? — Wo kommt das Eisen her? — Was verfertigt man sonst noch aus Eisen? — Sind Federmesser und dergleichen bloß von Eisen? — Stahl ist sehr hartes, oder durch die Kunst gehärtetes Eisen. Gold und Silber sind ebenfalls Metalle, so wie das Eisen; welches ist aber das nothwendigste von diesen dreien? — Und warum das Eisen? — wißt ihr die Geschichte von Robinson, wie es dem auf seiner einsamen Insel ging? — Was er sagte, als

als er einen großen Klumpen Gold fand? *) Warum hat aber dennoch das Gold bei uns einen größern Werth? —

Was für Blumen mag der Knabe wohl gepflückt haben? — Etwa Tulpen? oder Rosen? Aurikeln? Levkoien? — Nun, welche denn? — Welche wachsen wild auf Wiesen? —

28. sch.

Seht die Personen genau an, und sagt mir, wer sie sind. Warum will der kleine Knabe davon laufen? — Fürchtet er sich etwa? — und wovor?

In welcher Jahreszeit pflegt man in Haushaltungen Schweine zu schlachten? — Wird das meiste Fleisch frisch verzehrt, oder geräuchert? — In welcher Absicht räuchert man es? — Bringt man es gleich in den Rauch, oder nimmt man sonst noch etwas damit vor? — Welche Theile räuchert man? — Wie heißen die geräucherten Hinterschenkel mit Einem Worte? — Wie die geräucherten Seiten? — Wie das ausgebratne Fett (die sogenannten Flaumen)? — Wovon und wie werden die Würste gemacht? — Wie vielerlei Würste, und wovon hat jede Art ihren Namen? — Was ist die Schweinsblase? wozu dient sie dem Schweine? — Kann man diese auch benutzen? —

Wie unterscheidet man Haare und Borsten? — Wozu werden die letztern (die steifen Haare auf dem Rücken, vornämlich der wilden Schweine) gebraucht? — Gibt es mehrere Arten von Bürsten? — Welche kennt ihr davon? — Man nimmt auch Haare von einigen andern Thieren zu Bürsten, z. B. Dachshaare.

29. st.

Der Storch ist ein Zugvogel, d. h, er kommt im Frühjahre aus fernen Ländern (aus Afrika) zu uns, und zieht im Herbste wieder dorthin. Das thut er — so wie andre Zugvögel, z. B. die Schwalben — der Nahrung wegen; denn im Winter findet er hier seine Nahrung

*) Robinson der Jüngere. Ein Lesebuch für Kinder, von Campe. Vierte Aufl. S. 107. ꝛc.

nicht. Wenn man ihn zähmt, und den Winter über hier behält, so muß man ihn futtern. Er heißt gewöhnlich Klapperstorch, weil er öfters mit dem Schnabel ein Geklapper macht. Die Beine sind sehr lang und dünn; daher sagt man auch von einem langen hagern Menschen im Scherz: Er hat Storchsbeine. Auch der Schnabel ist sehr lang. Man findet diese Einrichtung bei allen Sumpfvögeln, d. i. bei denen, welche sich ihre Nahrung meistens in Sümpfen und Morästen suchen müssen. Ist das nicht sehr zweckmäßig? —

Man hielt sonst den Storch für einen nützlichen Vogel, ja so gar (aus Aberglauben) für Glück bringend; jetzt wird er aber als ein schädlicher Raubvogel angesehen und verfolgt. Denn er frißt, außer Fröschen, Eidexen 2c. auch junges Federvieh, kleine Vögel, Fischlaich und Bienen.

Hört noch eine Fabel vom Storch.

Ein Storch wurde einmal von einem Fuchse zu Gaste gebeten. Der Storch fand sich zur bestimmten Zeit ein, und der Fuchs setzte ihm eine flache Schüssel mit Suppe vor, und nöthigte ihn, mit zu essen. Nun konnte zwar der Fuchs mit seinem Maule sehr bequem dazu kommen, um die Suppe einzuschlürfen; aber der Storch bemühete sich mit seinem langen spitzen Schnabel vergebens. So sehr es diesen auch verdroß, sich so angeführt zu sehen, so ließ er sich doch nichts merken, sondern er lud den Fuchs auf den folgenden Tag ebenfalls zu sich zum Essen ein. Der Fuchs kam und fand das Gericht, wovon er essen sollte, in einer Flasche mit einem ziemlich engen Halse. Er suchte seine Schnauze hinein zu bringen, konnte aber nicht; der Storch hingegen ließ es sich wohl schmecken, und bat den Fuchs einmal über das andere, er solle sich doch nicht nöthigen lassen, u. s. w. —

Der Fuchs mochte wohl gedacht haben, daß er, als ein so listiges Thier, nicht wieder angeführt werden könne. Allein er betrog sich.

---

30. t.

Der Thon wird aus der Erde gegraben. Er ist feiner als Lehm, den man zu Ziegel- und Mauersteinen gebraucht.

Hier sind vier Stücke angegeben, welche zur Verfertigung der Töpferwaaren gehören: Zubereitung des Thons

(Reinigen und Durchkneten); Bildung der Gefäße (auf der Scheibe oder aus freier Hand); Trocknen; Brennen. Aber es fehlt noch ein sehr wichtiges Stück. Könnt ihr das wohl errathen? — Ich will euch einmal eine Stelle aus Robinson vorlesen (erzählen); dann werdet ihr bald merken, was noch fehlt *). — Man muß also die Gefäße glasiren, damit sie keine Flüssigkeiten durchlassen. Dazu kann man verschiedene Mineralien nehmen. Eins der gewöhnlichsten ist die Silberglätte, oder vielmehr Bleiglätte; denn sie entsteht durch starkes Schmelzen aus dem Blei. Auch das gemeine Kochsalz dient zum Glasiren. Man reibt die Materie fein, macht sie mit Wasser flüssig, trägt sie auf die Gefäße auf, und bringt sie dann in den Brennofen.

Nennt doch einige Arten von Gefäßen, welche der Töpfer verfertigt. — Macht der Töpfer sonst nichts, als Töpfe, Schüsseln, Teller und dergleichen? — Richtig, auch Oefen.

---

31. v.

Wenn die Eltern den Knaben schon gewarnt, und es ihm verboten hatten, Schießgewehre in die Hand zu nehmen; so war es nicht bloß Vorwitz, sondern auch —? — Vermuthlich waren die Gewehre geladen; aber wenn das auch nicht der Fall war, so that der Knabe doch unrecht, daß er sie anrührte. Warum? — Was für einen Beruf hatte wohl der Vater, daß er so viele Gewehre brauchte, als wir da hängen sehen? —

Wie unglücklich es öfters abläuft, wenn Kinder so vorwitzig sind, davon will ich euch eine wahre Geschichte erzählen.

Ein Kaufmann hatte zwei Söhne, von denen der älteste sieben, der jüngste sechs Jahr alt war. Der Vater mußte oft seiner Geschäfte wegen große Reisen zu Pferde thun, und alsdann pflegte er zu seiner Sicherheit

*) S. 173. rc. (der 4ten Ausg. v. C.). Robinson hatte sich Töpfe und eine Lampe gemacht, und alles so weit recht gut getroffen; nur das Glasiren hatte er vergessen. Er entdeckte den Fehler zwar nachher, wußte aber nicht, wie und womit er glasiren sollte. Endlich brachte ihn ein Zufall darauf, Salz zu diesem Zwecke zu gebrauchen.

ein Paar geladene Pistolen mit zu nehmen. Wann er zurück kam, schoß er dieselben gemeiniglich ab, oder zog die Ladung heraus, damit Niemand sich oder Andern Schaden damit thun möchte. Dennoch hatte er seinen Söhnen ein für allemal verboten, sowohl diese Pistolen, als auch andres Schießgewehr, in die Hand zu nehmen. Ueberhaupt gab er ihnen die Regel, mit Gewehren niemals zu spaßen, selbst wenn sie erwachsen seyn würden, weil daraus schon oft großes Unglück entstanden wäre. — Einstmals kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück, und legte die Pistolen in seine Kammer, ohne sie losgeschossen zu haben, weil er in einigen Tagen wieder verreisen wollte. Er besorgte nicht im geringsten, daß seine Kinder sie da anrühren würden; denn er hatte es ihnen ja so ernstlich verboten. Aber was geschah? Am folgenden Morgen, als der Vater ausgegangen war, spielten Wilhelm und Christian (so hießen die beiden Kinder) in eben dieser Kammer, wo die Pistolen lagen. Laß uns einmal Soldaten spielen, sagte Wilhelm zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm, und ihm die andre reichte. Du! antwortete Christian; weißt du nicht, daß es uns verboten ist, die Pistolen anzurühren? — Wohl wahr, sagte Wilhelm; aber wir wissen ja, daß der Vater sie immer erst abschießt, ehe er zu Hause kommt. Und verderben werden wir ja auch nichts daran. Sieh nur! ich weiß schon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß. — Hiermit zog er den Hahn an beiden Pistolen auf. Der Vater, fuhr er fort, wird wohl nur gemeint haben, daß wir keine geladene Pistolen anfassen sollen. Nun stelle dich dahin, und gib Acht, wie ich kommandire. Wann ich „Feuer!" rufe, so mußt du abdrücken. Schon standen beide gegen einander über, und Wilhelm kommandirte: Achtung! Präsentirt das Gewehr! legt an! Feuer! — Mit diesem Worte drückten beide los, und beide fielen nieder, und wälzten sich in ihrem Blute.

Auf den Knall kamen die Mutter und das Gesinde erschrocken herbei gelaufen, und, o Himmel, welch ein Anblick! — Die Kinder hatten kaum noch so viel Kraft, mit abgebrochenen Worten zu erzählen, wie sie es gemacht hatten; und gleich nachher starben sie.

32. w.

Der Wolf gehört zum Hundegeschlecht, und hat auch viel Aehnlichkeit mit einem großen Hunde. Er ist aber viel stärker, als ein Hund von gleicher Größe. Ein Schaf trägt er im Maule, und läuft damit so geschwind, daß man ihn nicht leicht einholen kann Auch große Thiere, z. B Ochsen reißt er nieder, und tödtet sie. In Deutschland findet man nicht viele Wölfe mehr. Man benutzt von ihnen das Fell, welches ein gutes Pelzwerk gibt. (Mit der rauchen Seite auswärts getragen, heißt es Wildschur.)

Fabel vom Wolfe.

Ein alter Wolf, dem es nach gerade sehr sauer ward, sich Beute zu erhaschen, entschloß sich, einen Versuch zu machen, ob er in Güte von den Schäfern so viel bekommen könnte, als er zu seinem Unterhalte brauchte. Er ging in der Absicht zu dem Schäfer, dessen Heerde seiner Höhle am nächsten war, und sprach: Schäfer, du nennest mich einen blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wann mich hungert; denn Hunger thut weh. Aber schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden sein. Ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wann ich satt bin.

Wann du satt bist? Das kann wohl sein; versetzte der Schäfer. Aber wann bist du denn satt? Du und der Geitz werden es nie. Gehe deinen Weg.

Der abgewiesene Wolf kam zu einem andern Schäfer. Du weißt, Schäfer, redete er ihn an, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir indessen überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen, und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.

Sechs Schafe? sprach der Schäfer. Das ist ja eine ganze Heerde!

Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen, sagte der Wolf.

Du scherzest. Fünf Schafe! Fünf Schafe brauche ich nicht für meine ganze Haushaltung.

Auch nicht vier? sprach der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

Drei? — Zwei? —

Nicht ein einziges, fiel der Bescheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.

Aller guten Dinge sind drei, dachte der Wolf, und kam zu einem dritten Schäfer. Es geht mir recht nahe, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrieen bin. Ich will dir jetzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gib mir jährlich ein Schaf, so soll deine Heerde in jenem Walde, den Niemand unsicher macht als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger handeln?

Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?

O! über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund? sprach der Schäfer.

Was geht dich mein Alter an? Immer noch jung genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.

Erzürne dich nicht, alter Isegrim! Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage um einige Jahre zu spät kommst. Deine ausgebißnen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher und mit weniger Gefahr nähren zu können.

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch, und ging zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutze.

Schäfer, sprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern im Walde veruneinigt, und zwar so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel Du von ihnen zu fürchten hast. Wenn Du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen.

Du willst sie also, versetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen?

Was meine ich denn sonst? Freilich!

Das wäre nicht übel. Aber wenn ich dich nun in meine Heerde einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdann

meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor Dieben außer dem Hause sicher zu sein, das halten wir Menschen — — —

Ich höre schon, sagte der Wolf, du fängst an zu moralisiren. Lebe wohl!

Wäre ich nicht so alt! knirschte der Wolf. Aber ich muß mich, leider! in die Zeit schicken. Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

Kennst du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deines Gleichen wenigstens kenne ich, versetzte der Schäfer.

Meines Gleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich deine und aller Schäfer Freundschaft wohl verdiene.

Und wie sonderbar bist du denn?

Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß von todten Schafen. Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht —

Spare deine Worte, sagte der Schäfer. Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich nicht dein Feind sein sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft keine Rechnung, und geh!

Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zweck zu gelangen! dachte der Wolf, und kam zu dem sechsten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz? fragte der Wolf.

Dein Pelz? sagte der Schäfer. Laß sehen! er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.

Nun, so höre, Schäfer. Ich bin alt, und werde es so lange nicht mehr treiben. Futtre mich zu Tode, und ich vermache dir meinen Pelz.

Ei sieh doch! sagte der Schäfer. Kömmst du auch hinter die Schliche der alten Geitzhälse? Nein, nein. Dein Pelz würde mir am Ende zehnmal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk damit

zu machen, so gib mir ihn gleich jetzt. — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

O die Unbarmherzigen! schrie der Wolf, und gerieth in die äußerste Wuth. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn sie wollen es nicht besser!

Er lief fort, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, würgte ihre Kinder, und wurde nicht ohne Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der weiseste von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das äußerste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen *).

---

33. P.

Welche Theile des Hauses macht der Zimmermann? — Wer arbeitet sonst noch an einem Hause? — Was braucht der Maurer außer den Steinen? Welcher Werkzeuge bedient er sich? — und der Tischler, womit arbeitet der? — Was muß er an einem neuen Hause machen? — Verfertigt der Schlosser nur die Schlösser an den Thüren, oder noch sonst etwas? — Was für Werkzeuge hat der Schlosser zu seinem Gebrauch? — Wer macht die Fensterrahmen? — Wer die Beschläge daran? — Wer setzt Scheiben ein? — Macht der Glaser auch das Glas? — Also er kauft es; aber von wem? — Das Glas wird in Glashütten gemacht aus fein zerstoßnen Kieseln und Asche.

Wann nun der Zimmermann, der Maurer, der Schlosser, der Glaser das Ihrige an einem Hause gethan haben — ist es dann so weit fertig, daß es bewohnt werden kann? Seht euch einmal hier in der Stube um, ob nicht noch etwas da ist, was jene Leute nicht haben machen können? — Recht; der Ofen. Diesen verfertigt? — Man kann aber auch eine Stube erwärmen, ohne daß man in einem Ofen einheitzt. Wißt ihr wohl wie? —

*) Diese Fabel müßte den Kindern wohl nicht auf einmal hinter einander, sondern theilweise, zu verschiedenen Zeiten, erzählt werden. Uebrigens kann man auch die kürzere, allgemein bekannte äsopische Fabel: der Wolf und das Lamm; bei dieser Gelegenheit anführen.

Der Kamin wird vom Maurer gemacht, und also hat man dann keinen Töpfer nöthig.

Was für Gebäude bauet man noch außer den Wohnhäusern? Nennt diejenigen, die ihr kennt, und beschreibt sie.

---

34. Z.

Ein ungewöhnlich kleiner Mensch heißt ein Zwerg. Wißt ihr aber wohl, wie ein ungewöhnlich großer Mensch genannt wird? — Auch Riesen lassen sich für Geld sehen, wenn sie nicht etwa reiche und vornehme Leute sind.

Zwerge und Riesen sind selten, und es gibt kein Volk auf der Erde, welches aus lauter Zwergen oder Riesen besteht, ob man es gleich ehemals geglaubt hat. Eben der Seltenheit wegen wurden vor Zeiten Zwerge von großen Herren zum Staat gehalten. Vor etwa funfzig Jahren hatte der damals regierende König von Polen einen Zwerg, der nur ein klein wenig über eine Elle hoch war. Der König machte sich zuweilen den Spaß, wenn ein Fremder bei der Tafel war, daß er den Zwerg in Form einer Pastete auftragen ließ, da sich denn zu dessen Erstaunen der Deckel der Pastete von selbst aufzuheben schien, der Zwerg herauskroch, zwischen den Tellern herum spazierte, und sich von den Damen Zuckergebacknes ausbat. Seine Mutter, eine Bauerfrau, erzählte, daß, als er im dritten Jahre seines Alters auf dem Hofe angefangen habe herum zu laufen, sie oft bange gewesen sei, er möchte todt getreten werden, weil man ihn kaum vor dem Federvieh, unter welchem er sich herumgetrieben, habe sehen können.

Die Alten fabelten von einem ganzen Volke solcher Zwerge (Pygmäen), deren Häuser von Eierschalen gebauet waren, und die ihr Getreide mit Aexten abhauen mußten, so wie wir große Bäume fällen. Sie fuhren in kleinen Wagen, welche von Repphühnern gezogen wurden.

Auch in neueren Zeiten hat man dergleichen zum Scherz erdichtet. So erzählte Jemand, er sei einmal in ein Land gekommen, Lilliput genannt, wo die Leute nur etwa so hoch gewesen wären, wie eine Mannshand breit ist. Mit dieser Größe der Lilliputer standen ihre Wohnungen und Werkzeuge, auch Thiere und Gewächse in gehörigem Verhältniß. Die größten Pferde und Ochsen waren zwischen vier und fünf Zoll hoch; daher brauchte

der Reisende fünfhundert Pferde vor seinem Wagen, als er nach der Hauptstadt des Landes fuhr. Die Schafe hatten ungefähr die Breite eines Daumens, die Gänse hatten die Größe der Sperlinge, die Lerchen die Größe der Fliegen. Die höchsten Bäume im Walde waren noch nicht zwei Ellen hoch. Eine Kutsche mit zwei Pferden hatte in der Hand des Reisenden Platz; oft hatte er eine sechsspännige Kutsche mit Gesellschaft auf seinem Tische. Zweihundert Nähterinnen näheten an Einem Hemde für ihn; dreihundert Schneider an seinem Kleide; und eben so viel Köche mußten täglich zwei Gerichte für ihn bereiten. Eine Gans und ein Truthahn waren immer nur Ein Bissen für ihn. Von kleineren Vögeln mußte er zwanzig bis dreißig auf einmal an die Gabel spießen, wenn sie ihm den Mund füllen sollten. Mit jedem Schritte fürchtete er ein Duzend Menschen zu zertreten.

Wie gefällt euch ein solches Mährchen?

A A B B C C D D E E F F G G

H H I I K K L L M M N N O O

P P Q Q R R S S T T U U V V

W W X X Y Y Z Z Ä Ö Ü Ch

a a a a a b b b c c d d d e e e e e

f f f f g g g g g h h h h ch ch ch sch sch

i i i i k k k ck ck ck l l l ll ll ll m m m

m m n n n n n o o o o o p p p q q q r r

r r r s s s s ſ ſ ſ ſ ſſ ſſ ſſ ſi ſi ſi ſt ſt ſt ß ß

ß t t t t u u u u v v v v w w w w x x

x y y y z z z z tz tz tz ä ä ä ö ö ü ü ü

j j j ff ff ff fi fi fi fl fl fl , , , , : : : : ; ;

. . . . ? ? ? ! ! ! = = = 1 1 1 1 1 1 2 2 2

2 2 2 3 3 3 3 3 3 4 4 4 4 4 4 5 5

5 5 5 5 6 6 6 6 6 6 7 7 7 7 7 7 8

8 8 8 8 8 9 9 9 9 9 9 0 0 0 0 0 0

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Lösch

Franke

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Funke, Carl Philipp,

Neues Elementarbuch zum Gebrauche bei dem Privatunterrichte

Bd.: 1,1

Berlin (1800)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bild 769 -1,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11234861-6
VD18 80264883-001